



Buchbesprechungen Ressenyes

- Cesc Esteve: *La invenció dels orígens. La història literària en la poètica del Renaixement*. Barcelona: Abadia de Montserrat, 2008 (Textos i Estudis de Cultura Catalana; 133). 280 S. ISBN 978-84-8415-217-0.

Cesc Esteve untersucht im vorliegenden Band, wie in den dichtungstheoretischen Schriften der Renaissance die Frage der Herkunft der Dichtung behandelt wird: Er widmet sich damit vermutlich dem Thema, das im Quattro- und Cinquecento im Bereich Geschichte der Dichtung am ausführlichsten debattiert wurde. Die Erzählungen zum Ursprung der Dichtung in den Poetiken der Renaissance wurden bislang allerdings kaum als literaturgeschichtliche Beiträge jener Epoche gewürdigt. Unter der Annahme, dass als vollwertig nur eine disziplinär selbstständige Literaturgeschichte gelten könne, wie sie als eigenes Fach erst im 18. Jahrhundert entsteht, wurde den Beiträgen aus der Renaissance bislang nicht mehr zugesprochen als der Status von Vorgängern.

Esteve stellt nun die historischen Entwürfe vor, die sich den theoretischen Schriften von Petrarca und Boccaccio bis hin zu Antonio Minturno und Giammaria Barbieri im späteren 16. Jahrhundert entnehmen lassen. Das ‚Renaixement‘, um das es in diesem Band geht, ist somit geografisch auf Italien begrenzt. Wie so oft in der Renaissanceforschung hat diese italienistische Arbeit jedoch gesamtromanistische Bedeutung, weil die richtungsweisenden Beiträge der Debatte zunächst aus Italien stammen. Einen Ausblick auf die Entwicklung in Frankreich und Spanien (Herrera) bietet Esteve zudem im Abschlusskapitel seiner Arbeit. Es handelt sich also bei diesem Band, dem im Übrigen eine Dissertation an der Universitat Autònoma de Barcelona zu Grunde liegt, um eine komparatistische Arbeit mit italianistischem Schwerpunkt in katalanischer Sprache, die es ohne Zweifel verdient, von einem weiteren Leserkreis wahrgenommen zu werden.

Die grundlegende und die Untersuchung leitende Beobachtung Esteves ist, dass die jeweils von den Renaissance-Autoren für den Anfang ihrer

poetologischen Schriften gewählte Ursprungsnarration in Abhängigkeit steht von Gegebenheiten wie etwa der Gattung des Textes und dem übergeordneten Argumentationsziel. Diese Konditionierung führt Esteve an den zentralen Texten vor. Den Ausgangspunkt bilden die Ursprungsnarrationen in Petrarcas *Familiars*, Boccaccios *Genealogia deorum gentilium* sowie den frühhumanistischen Beiträgen. In ihnen allen dominiert die Vorstellung, die *prisca poesis* habe in je nach Autor unterschiedlich verstandener Weise mit der Theologie, mit religiösen Praktiken oder mit göttlich inspiriertem Furor im Zusammenhang gestanden. Ob dieser wie auch immer zu bestimmende göttliche Ursprung im antiken Griechenland oder bei den Hebräern zu suchen ist, bleibt dabei umstritten. Mit der Rezeption der Aristotelischen Poetik jedoch geraten diese Konzepte ins Wanken. Bekanntlich entsteht der Poetik zufolge die Dichtung aus einer dem Menschen angeborenen Neigung zur Nachahmung (*mimesis*); und die bei Aristoteles nicht ganz deutlich benannte zweite Ursache wird von den Renaissancetheoretikern zumeist mit der Metrik und dem Rhythmus identifiziert und geht damit ebenfalls auf natürliche Gegebenheiten zurück (nämlich die *musica naturalis* der kosmischen Sphären). Damit ändert sich auch die Rolle des Dichters: Die Vorstellung des Dichters als Gefäß oder Sprachrohr von ursächlich göttlicher Dichtung weicht zunehmend der progressistischen Vorstellung, dass die Dichtung aus primitiven Ursprüngen in einem Entwicklungsprozess herangewachsen sei, in dem die Dichter auf stärker selbstbestimmte Prinzipien wie Nachahmung und Regelbefolgung setzen. Es ergibt sich damit in dieser Hinsicht vom frühen bis zum späten Humanismus das Bild einer Säkularisierungs- und Humanisierungsbewegung. Eine häufig gewählte Kompromisslösung bietet die ‚doppelte Geburt‘ der Dichtung. Ihrzufolge wäre auf eine ursprünglich natürliche und regellose Dichtung eine ‚zweite Geburt‘ gefolgt, seit der die Dichtung an Regeln gebunden sei.

Den gewichtigsten Beitrag zu diesem Thema im Cinquecento liefert Francesco Patrizis *Della poetica* (1586). Patrizi entwirft in der *Deca istoriale* seiner zehnteiligen Poetik eine umfassende Dichtungsgeschichte. Auf ihr beruht die im Anschluss daran entwickelte Poetik des Wunderbaren (*maraviglia*) mit klar antiaristotelischer Stoßrichtung. Am Anfang der zyklisch konzipierten historischen Entwicklung sieht Patrizi den göttlichen Furor in den frühen Orakelversen und in den orphischen Hymnen, der unter dem Dach einer Poetik des Wunderbaren leicht seinen Platz findet. Grundsätzlich sind alle Argumentationen auf die *maraviglia* ausgerichtet. Das typische Argumentationsschema bei Patrizi liegt dabei darin, die Eigenschaften der

Dichtung aus ihrer Herkunft zu begründen. So erklärt sich z.B. die ästhetische Vorgabe der *varietas* aus dem Allwissen der Götter, die vom Dichter Besitz ergreifen. Der vollkommene Dichter wäre nach Patrizi gleichermaßen von Furor, Ars und Natura (im Sinne einer natürlichen Neigung) zur schöpferischen Tätigkeit zu bringen.

Der letzte Hauptteil von Esteves Untersuchung widmet sich den Theorien der Renaissance zum Entstehen insbesondere der volkssprachlichen Dichtung. Esteve geht hier unter diesem neuen Blickwinkel nochmals auf die Beiträge der Frühhumanisten sowie von Minturno, Bembo, Speroni und Equicola ein. Eine besondere Stellung nimmt jedoch Giammaria Barbieri *Dell'origine della poesia rimata* (1572) ein. In der umstrittenen Frage der Herkunft des Reims bietet Barbieri die okzitanischen Trobadors als Begründer an, weist aber darüber hinaus auch auf die noch ältere Tradition der Reimdichtung im Arabischen. Die Geschichte der volkssprachlichen Dichtung hört damit auf, die Geschichte eines von Barbaren initiierten Verfalls zu sein, und folgt nun einer von der klassisch-lateinischen Tradition unabhängigeren Konzeption. Sie entwickelt sich auf dem Weg des Fortschritts zur Vervollkommnung, auf dem die toskanische Dichtung Barbieri zufolge schließlich ihre Vorrangstellung erreicht: In dieser Feststellung liegt das eigentlich von Barbieri verfolgte argumentative Ziel.

Sind dies einige Leitlinien von Esteves Arbeit, so dürfte daran deutlich werden, dass es sich um einen Beitrag handelt, der aus der zu Grunde liegenden Materialfülle klug auswählt und dabei die übergreifende Argumentation nicht aus den Augen verliert. Seine Bedeutung reicht über den Raum der Literaturwissenschaft in Katalonien weit hinaus in die europäische Forschung zur Renaissance-Poetik und zur frühen Literaturgeschichte. Esteve weist eine Auffälligkeit im wissenschaftlichen Stil auf: Seinem sehr textnahen Vorgehen zum Trotz verzichtet er grundsätzlich auf wörtliche Zitate aus den untersuchten Texten und beschränkt darüber hinaus die Auseinandersetzung mit Positionen der Sekundärliteratur auf den Raum der Fußnoten. Deshalb stellt sich seine Arbeit jedoch keineswegs in eine bezugslose Isolation: Vielmehr bietet sie Anknüpfungspunkte und legt Grundlagen, die – ist die sprachliche Hürde zum Katalanischen erst einmal genommen – von Wissenschaftlern aus mehr als einer Nachbardisziplin genutzt werden sollten. ■

■ Roger Friedlein, Ruhr-Universität Bochum, Romanisches Seminar, Gebäude GB 7/147, Universitätsstraße 150, D-44780 Bochum, <Roger.Friedlein@rub.de>.

- Rafael Alemany (dir.): *Diccionari del lèxic de les poesies d'Ausiàs March*. Paiporta: Denes Editorial, 2008. 342 S.
ISBN 978-84-96545-87-8.

Ausiàs March gilt allgemein als schwieriger Autor, fast schon ein Topos ist es, von der ‚Dunkelheit‘ (‚obscuritat‘) seiner Verse zu sprechen. Ein Großteil der Probleme, mit denen sich der heutige Leser bei der Lektüre seiner Gedichte konfrontiert sieht, ist der historischen Distanz geschuldet: die rhetorischen Strategien, die der Dichter verwendet, die philosophischen, theologischen und wissenschaftlichen Konzepte, auf die er rekurriert, sind uns – anders als seinen Zeitgenossen – nicht vertraut. Diese Kontexte, die doch wesentlich sind, um mittelalterliche Texte angemessen zu verstehen, müssen von dem Leser erst rekonstruiert werden. Zuweilen scheidet das Verständnis seiner Dichtung jedoch bereits daran, dass man die Bedeutung einzelner Worte nicht zu entschlüsseln vermag – sei es, weil sie im modernen Katalanisch nicht mehr gebräuchlich sind, sei es, weil March sie in einer von dem üblichen Gebrauch abweichenden Semantik verwendet.¹ Nicht in allen Fällen bieten die einschlägigen Nachschlagewerke – wie etwa der *Diccionari català-valencià-balear (DCVB)* – eine befriedigende Lösung. Wer sich nicht der mühevollen Arbeit eines Studiums der Wortetymologie unterziehen oder mittelalterliche Konkordanz konsultieren wollte, musste bislang auf die mehr oder weniger glücklichen Interpretationsversuche von Editoren und Übersetzern vertrauen. Pünktlich zum 550. Todestag Marchs im Jahr 2009 ist nun ein Lexikon erschienen, welches zum Ziel hat, „[de] posar a l’abast dels lectors i dels estudiosos del poemari ausiasmarquí, no necessàriament especialitzats, una eina lexicogràfica que ajude a la comprensió cabal d’uns textos molt complexos des del punt de vista conceptual“ (S. IX). Der *Diccionari del lèxic de les poesies d’Ausiàs March* (im Folgenden: *Diccionari*) – Frucht der langjährigen Arbeit einer Gruppe von Forscher der Universität d’Alacant unter Leitung des renommierten Mediävisten Rafael Alemany – erfasst, in alphabetischer Ordnung, den gesamten Wortschatz der Dichtung Marchs.² Als Grundlage diente die

-
- 1 Probleme dieser Art hatten schon die March-Leser des 16. Jahrhunderts: alle Editionen ab 1543 fügen dem Text ein Glossar zur Klärung der ‚dunklen Begriffe‘ („vocables scurs“) bei. Offenbar mutete die Sprache des Dichters (die von den Herausgebern „llimosí“, also Lemosinisch [!] genannt wird) auch katalanischen Muttersprachlern schon fremd und archaisch an.
 - 2 Für die Lemmata zu den Substantiven zeichnen Rafael Alemany, Lúcia Martín und Francesc X. Llorca verantwortlich, für die Adjektive Marinela García, Josep Ll. Martos

bereits in digitalisierter Form vorliegende Edition von Bohigas,³ deren Text aus pragmatischen Gründen ohne Korrekturen oder sonstige Eingriffe (etwa einer Vereinheitlichung der Graphie) übernommen wurde.

Die getroffenen editorischen Entscheidungen und die Prinzipien, nach denen die Lemmata des Wörterbuchs strukturiert sind, werden in der von Alemany verfassten Einleitung (S. IX–XXV) ausführlich erläutert, erschließen sich dem Leser jedoch auch intuitiv.⁴ Um einen Eindruck davon zu geben, nach welchem Muster die lexikalischen Einträge geordnet sind und welche Informationen dem Benutzer über die genuin grammatikalischen hinaus vermittelt werden, seien hier zwei Beispiele angeführt:

toc m 1. Acte de tocar, tocament. *Quant l'ull no veu e lo toch no's practicca, / mor lo voler* (92: 15). **2.** Sentit del tacte. *L'oyr, lo veure y l'odorar / no han gran força de per si, / [...] / si al toch fi no prevenen* (128: 239). **3.** Manera com un cos, en tocar-lo, afecta el sentit del tacte. *L'ignorant veu que lo malalt no crema / e jutja'l sa, puy's que mostra bon toch* (3: 12). [toch 18]

Unmittelbar auf das Lemma folgt in Kursiva die Angabe über die lexikalische Kategorie des Lexems (hier: *m* für *substantiu masculí*), sodann werden – separiert durch fettgedruckte Ordnungszahlen – die unterschiedlichen Bedeutungen aufgeführt, welche dieses im Werk Marchs haben kann (lassen sich darüber hinaus noch Subbedeutungen unterscheiden, so werden diese unter Verwendung von Ordnungsbuchstaben – **a.**, **b.**, **c.** ..., bzw. auf dritter Ebene **aa.**, **ab.**, **ac.** ... – ebenfalls aufgeführt). Jede mögliche Wortbedeutung wird anhand eines, in Sonderfällen mehrerer, Textbeispiele aus dem *corpus marquià* illustriert; die Stellenangabe erfolgt unmittelbar hinter dem kursivgedruckten Zitat in runden Klammern (die erste Ziffer bezieht sich auf das Gedicht, die zweite auf den ersten zitierten Vers). Am Ende eines jeden Eintrags werden in eckigen Klammern und einer kleineren Schriftgröße alle graphischen Varianten oder Flexionsformen aufgeführt, in denen dieses Lexem bei March belegt ist, gefolgt von einer Ziffer, die angibt, wie häufig die jeweilige Form anzutreffen ist (das Lexem *toc* etwa findet sich im Korpus allein in der Form *toch*, dies insgesamt 18 Mal).

und Josep M. Manzanaro, für die Verben Héctor González und Joan M. Perujo und für die übrigen Wortgruppen wie Artikel, Adverbien und Pronomen Sandra Montserrat.

- 3 March, Ausiàs (2005): *Poesies. Banc de dades textual en DBT*, hg. von Joan Santanach i Suñol und Joan Torruella, Barcelona: Barcino.
- 4 In der Einleitung findet man auch eine Auflösung der verwendeten Abkürzungen (S. XXf.) sowie eine Bibliographie, welche die bereits vorliegenden linguistischen Arbeiten zur Lexik Marchs, die konsultierten Editionen seines Werks sowie die wichtigsten lexikographischen Hilfsmittel aufführt.

Betrachten wir noch einen weiteren Eintrag:

adreçar o dreçar *v* 1. *tr* Posar recte o dret. *Tu m'as donat disposició recta, / e yo he fet del regle falç molt corba. / Dreçar-la vull, mas he mester t'ajuda* (105: 149). 2. *tr* Posar bé i en l'ordre adequat una cosa, corregir, esmenar. *Si per virtuts los hòmens no s'adrecen, / zquè pendran, donchs, per forma de lur viure?* (104: 39). 3. *tr* i *pron* [^o/*en*] Dirigir, apuntar (vers algú o alguna cosa). *No sé a qui adreç mon parlament, / perquè és lonch temps no'm parle ab Amor* (111: 41). *sol en Tu pense / e pusc aver la via qu'en Tu's dreça* (105: 174). [adreç 1, adreça 1, adrecen 1, dreça 2, dreçar 2]

Neben der Angabe über die Wortklasse (hier: *v* für *verb*) werden bei Verben auch noch deren Eigenschaften spezifiziert (hier: *tr* für *transitiu* und *pron* für *pronominal*).⁵ In bestimmten Fällen schließen sich noch weitere grammatische Informationen an (formatiert in eckigen Klammern und kleinerer Schriftgröße) – so in obigem Beispiel der Hinweis darauf, dass das Verb *adreçar/dreçar*, in seiner dritten Bedeutung verwendet, entweder ohne Präpositionalobjekt (^o) oder aber mit der Präposition *en*+Objekt erscheint. Da es sich hierbei um eine sprachliche Besonderheit handelt, folgen statt eines zwei Textbeispiele, in denen jeweils eine der beiden Verwendungen dokumentiert ist.

Bei der Wahl der Graphie der Lemmata haben sich die Herausgeber im Wesentlichen an der Edition Bohigas' orientiert.⁶ Kleinere Konzessionen an die moderne Rechtschreibung – so etwa das Weglassen des finalen *-h* im Eintrag *toc*, obwohl dieses Lexem in der Edition von Bohigas immer nur in der Schreibweise *toch* erscheint – sollen die Handhabung des Wörterbuchs erleichtern. In den Fällen, in denen diese Änderungen den Wortbeginn betreffen, können sie diese allerdings auch erschweren. Sucht man im *Diccionari* beispielsweise nach der Bedeutung des letzten Wortes im Vers „e cell qui ha sa vida·n delits bolta“ (Bohigas, 17: 31), so wird man nicht unter dem Buchstaben *B*, sondern unter *V* fündig:

volt -a *adj* Embolicat. *Cell qui ha sa vida·n delits bolta* (17: 31). [bolta 1]

Man muss das Lexem im Grunde bereits erkannt haben – nämlich als ein

-
- 5 Entsprechend wird auch bei Redewendungen spezifiziert, ob es sich um eine *locució adverbial*, *preposicional* oder *conjuntiva* handelt.
- 6 Ist ein Lexem bei March in unterschiedlichen Formen belegt – so wie in unserem zweiten Beispiel *adreçar/dreçar* –, wählen die Herausgeber diejenige Schreibweise, die der heutigen Norm am nächsten ist, für den Haupteintrag und führen unter dem Nebeneintrag mit der bzw. den heute nicht mehr gebräuchlichen Formen nur einen Verweis auf (so steht unter dem Lemma **dreçar** „veg. **adreçar**“).

Adjektiv, abgeleitet aus dem Partizip Perfekt des lateinischen VOLVERE –, um den entsprechen Eintrag zu finden. Einem Muttersprachler werden diese Abweichungen von den in der Bohigas-Edition dokumentierten Graphien in der Regel wenig Probleme bereiten – so wird er den „viscaí“ (Bohigas, 101: 1) sogleich als „biscat“ identifizieren und das entsprechende Lemma konsultieren. Allen anderen Benutzern sei geraten, sich mit den Regeln vertraut zu machen, nach denen die Modernisierung der Graphie der Lemmata erfolgte (diese sind in der Einleitung, S. XIXf., aufgeführt) – sonst sucht man in manchen Fällen womöglich vergeblich.

Da das Wörterbuch von einem konkreten Textkorpus ausgeht – der Dichtung Marchs –, werden nur diejenigen Wortbedeutungen aufgeführt, die sich im Werk des Valencianers auch tatsächlich ausmachen lassen: „[...] a l’hora de definir els lemes [...] hem tractat d’esbrinar el sentit o els sentits específics que aquests tenen en l’obra marquiana i [...], per tant, hem prescindit d’altres possibles valors no documentats en aquesta“ (S. XXI). So wird man etwa im *DCVB* neben den für March relevanten Bedeutungen des Worts *toc* noch einige weitere finden: *Moment oportú; oportunitat./ Cop; acció brusca d’un cos contra un altre, sobretot en caiguda o agressió./ Acció de tocar o fer sonar certs instruments* usw. Dass diese nicht ebenfalls im *Diccionari* aufgeführt werden, macht diesen als Nachschlagewerk für andere Texte zwar unbrauchbar, hat jedoch den Vorteil, dass der Leser schneller fündig wird: ein nicht unwesentlicher Teil der Interpretation – und nichts anderes ist die Selektion der aufgenommenen Wortbedeutungen ja – wurde ihm bereits durch die Herausgeber abgenommen.

Der March-Philologe wünschte sich allerdings zuweilen, der Weg hin zur Entscheidung für eine bestimmte Semantik – für oder gegen eine bestimmte Interpretation – würde transparent gemacht. Ein Beispiel: der *Diccionari* vermerkt für das Adjektiv *cusca* – bei March nur einmal belegt und zwar in dem bekannten *maldit* gegen Na Monbohí: „Tracte semblant jamés me trobe *cusca*,/ presta seré a quant demanareu“ (Bohigas, 42: 39; Hervorhebung von mir) – die Bedeutung: „poc agosarat, tímid“. Konsultiert man den *DCVB* findet man (mit Verweis auf den nämlichen Vers Marchs und langen Ausführungen zur unklaren Etymologie des Worts) dagegen: „peresós, lent en l’obrar“. Letztere Interpretation kann sich auf die frühesten March-Kommentatoren stützen (bereits in der Edition von 1543 heißt es in der Glosse zu dem entsprechenden Vers: „Cusca, per peresosa ho empachada“) und auch moderne Herausgeber wie Bohigas und Archer übernehmen sie in ihren Anmerkungsapparat. Erst Germà Colón hat 1997 diese Lesart angezweifelt und – durchaus überzeugende – Argumente

dafür vorgebracht, dass unter *cusca* „tímida, pusil·lànime“ zu verstehen sei (wenngleich auch er nicht sehr viel Licht in die Etymologie des Worts bringen konnte).⁷ Wenn die Herausgeber des *Diccionari* das Adjektiv *cusca* in der oben zitierten Weise definieren, folgen sie also Colón – allerdings ohne dass dieser im Eintrag erwähnt wäre (auf bibliographische Angaben wird in den Artikeln grundsätzlich verzichtet, diese erfolgen lediglich in der Einleitung) und ohne jeden Verweis auf die lange Tradition einer anderen Lektüre von *cusca* (die in dem Vers ja ebenfalls Sinn machen würde). So ist dem Benutzer des Wörterbuchs die Möglichkeit genommen, in dieser Frage selbst Position zu beziehen, die unterschiedlichen Argumente gegeneinander abzuwägen. Sicherlich, die Aufnahme der Forschungsdiskussionen in die Artikel des *Diccionari* wäre auf Kosten von deren Übersichtlichkeit und Handhabbarkeit gegangen, weshalb den Herausgebern – die sich ja ausdrücklich auch an Nicht-Spezialisten wenden – kein ernsthafter Vorwurf zu machen ist. Vielleicht hätten sie aber diejenigen Lemmata, die in der Forschung umstritten sind oder für die sie im *Diccionari* eine von der üblichen Lesart stark abweichende Deutung favorisiert haben, kenntlich machen können (etwa durch Hinzufügung eines Sonderzeichens).

Ein weiteres Desiderat wäre die Aufnahme der bei March verwendeten Eigennamen. Auch wenn diese streng genommen nicht zum Wortschatz des Dichters zu zählen sind (und wohl deshalb von den Herausgebern nicht erfasst wurden – kommentiert wird dieser Entschluss nicht), hätte durch deren Berücksichtigung – etwa in Form eines Anhangs – der (ohnehin schon große) Nutzen des Nachschlagewerks noch gesteigert werden können.

Trotz der beiden zuletzt gemachten Einschränkungen ist der Eindruck der Rezensentin von dem *Diccionari* doch ein rundweg positiver. Das Wörterbuch besticht nicht nur durch die Qualität der Artikel – welche, wie Colón in seinem Geleitwort richtig bemerkt, das Ergebnis eines „treball de recerca detingut i amorosit“ (S. VII) sind –, sondern auch durch das ansprechende Layout und die gute Handhabbarkeit. Für alte und neue Leser der Dichtung Marchs stellt es ein überaus nützliches Arbeitsinstrument dar. ■

■ Isabel Müller, Ruhr-Universität Bochum, Romanisches Seminar, Gebäude GB 7/147, Universitätsstraße 150, D-44780 Bochum, <Isabel.Mueller@rub.de>.

7 Colón, Germà (1997): „Ausiàs March interpretat al segle XVI per Juan de Resa i Jorge de Montemayor“, in: Alemany, Rafael (ed.): *Ausiàs March: textos i contextos*, Alacant / Barcelona: Institut Interuniversitari de Filologia Valenciana/ Dept. de Filologia Catalana de la Universitat d'Alacant / Publicacions de l'Abadia de Montserrat, 89–116, hier: 109f.

- **Aula Carles Riba: *Formes modernes de l'èpica (del segle XVI al segle XX)*, edició a cura d'Eulàlia Miralles i Jordi Malé. Santa Coloma de Queralt: Obrador Edèndum, 2008. 166 S. ISBN 978-84-934434-9-8.**

Der vorliegende Band stammt aus dem jungen, ambitionierten Verlag Obrador Edèndum aus dem Penedès, der es unter der Leitung von Josep Batalla in kürzester Zeit verstanden hat, ein anspruchsvolles Programm wissenschaftlicher und literarischer Texte aufzubauen, das mit seinem latinistischen und mediävistischen Schwerpunkt im katalanischen Verlagspektrum seines Gleichen sucht – und es vielleicht am ehesten bei Eumo aus Vic finden dürfte. Die Reihen des Verlages sind inzwischen zu einer beträchtlichen Anzahl herangewachsen, und eine von ihnen bildet neuerdings den Publikationsort für die Vorlesungszyklen der *Aula Carles Riba* an der Universitat de Barcelona. Im Jahr 2007 waren diese Vorträge der neuzeitlichen katalanischen Epik gewidmet. Und diese Epik ist bekanntlich fast konsubstantiell mit einem Namen verbunden: Jacint Verdaguer. Um so überraschender wirkt es zunächst, wenn in dem vorliegenden kleinen Sammelband zur Epik vom 16. bis zum 20. Jahrhundert keiner der sechs Beiträge *mossèn Cinto* gewidmet ist. Doch dies scheint gerade das Konzept des Bandes und der Vortragsreihe gewesen zu sein: Den Blick auf jene Manifestationen des ‚Epischen‘ in Katalonien zu richten, die dem Monolithen aus Folgueroles vorausgingen oder zeitgenössisch zu ihm entstanden. Seit der ersten Nummer des *Anuari Verdaguer* von 1986 mit den Beiträgen von M. Jorba, H. Juretschke und R. Font scheint mir kaum wieder ein solcher Versuch eines größeren Panoramas unternommen worden zu sein.

Doch was kann Verdaguer vorausgehen, wenn doch *L'Atlàntida* als das erste katalanische Epos gilt? Zunächst stellt Eulàlia Miralles in ihrem Beitrag das Renaissance-Epyllion (1573) von Joan Pujol aus Mataró vor, das unter dem Namen *Lepant* bekannt ist und der epochalen Seeschlacht bei der gleichnamigen Stadt am Golf von Korinth gewidmet ist. Es kann seiner relativen Kürze zum Trotz als das einzige epische Renaissance-Gedicht in katalanischer Sprache gelten und gehört zu den frühesten epischen Gedichten auf der Iberischen Halbinsel zum Lepanto-Stoff, der in der Folge außerordentlich beliebt werden sollte. Miralles stellt das Gedicht in einem ausführlichen Durchgang unter dem Titel „Muses i Fama: notes per a la lectura del *Lepant* de Joan Pujol“ (11–38) vor. Tatsächlich sind es die metapoetischen Passagen im Prolog des Epyllions und seine allegorischen Passagen mit verschiedenen Auftritten von Musen, die es erlauben würden,

Pujols Gedicht in den größeren Diskussionszusammenhang der Renaissance-Poetik einzuordnen, was in gewisser Hinsicht auch bereits geschehen ist (vgl. R.F.: „Wahrheit' und 'Fiktion' als Probleme der Programmatik in der spanischen Renaissance-Epik“, in: *Im Zeichen der Fiktion*, hg. von U. Schneider und I. Rajewsky, Stuttgart 2008, 151–180). Pujols Gedicht ist kein ganz solitäres Stück in der katalanischen Renaissance, wenn man die spanische und lateinische Produktion aus dem katalanischsprachigen Raum mitbetrachtet: Insbesondere Cristóval de Virués' *El Monserrate* (1587), aber auch schon Jeroni Sempere's *La Carolea* (1560) über Karl V. erweitern das Bild.

Eben diesen sprachunabhängigen Blick richtet Mireia Campabadal auf die epische Produktion des 18. Jahrhunderts („D'èpica catalana setcentista“, 39–74). Zunächst geht sie aus von den bislang weit gehend unbekanntem Texten, die in der Academia de Buenas Letras de Barcelona zur epischen Theorie entstanden sind. Darüber hinaus fördert der anschließende Überblick der Gedichte selbst – dankenswerterweise hier auch in tabellarischer Form präsentiert – ein Dutzend lateinischer, katalanischer und spanischer Gedichte zu Tage. Es ist kein wirkliches Langgedicht unter ihnen, doch die intendierte ‚Epizität‘ der Mehrzahl der Gedichte erscheint deutlich. Campabadal stellt in ihrem äußerst nützlichen Artikel zwei burleske Gedichte näher vor: *La Gatomàquia valenciana* (1767) von Bartomeu Tormo (im Anschluss an das Vorbild von Lope de Vega) und *La persecució dels porcs* (1808), vermutlich von Ramon Muns i Serés. Rosa Cabré beantwortet in ihrem Beitrag „*Cap de ferro*, de Francesc Pelagi i Briz, un poema èpic?“ (75–111) die gestellte Frage positiv, nachdem der erste Teil ihres Beitrags einige Positionen zur Gattungstheorie des Epos präsentiert. Insbesondere führt sie jedoch vor, wie die beiden großen Kritiker der Jahrhundertwende, Sardà und Yxart, auf das mediävalisierende Epos von Pelagi i Briz reagiert haben.

Eusebi Ayensa stellt in „El tema almugàver en la literatura grega i catalana dels segles XIX i XX. Bases per a una nova èpica“ (113–127) nicht epische Gedichte, sondern ein Thema vor, das im katalanischen 19. Jhd. das größte nationalepische Potenzial zu haben schien: Die mittelalterliche katalanische Expansion in Griechenland durch die Almugàver-Ritter. Während sie in der griechischen Literatur Stoff für eine Reihe von Theaterstücken aus politisch entgegengesetzter Perspektive bot, stehen auf katalanischer Seite Antoni Rubió i Lluch als Historiker, einige Dichter der Renaixença mit kürzeren Gedichten sowie Pelagi i Briz mit seiner *Orientada*. Carles Garriga untersucht in „L'Indíbil i Mandoni d'Àngel Guimerà“

(129–158) Guimeràs zweifache Bearbeitung des im antiken Ilerda (Lleida) angesiedelten Stoffes. Der junge Guimerà hatte zunächst ein Gedicht, an dem Josep Yxart epische Züge erkannte, auf den Jocs Florals von 1875 eingebracht. Erst 1917 wird dann seine Tragödie *Indíbil i Mandoni* in Barcelona uraufgeführt. Ihr widmet Carles Garriga seine Studie, mit besonderem Augenmerk auf sprachlichen Merkmalen von Guimeràs Stil: Sie hatte schon Valentí Almirall kritisiert. Xosé Aviñoas kurzer Beitrag „El sentit èpic de la música: de Wagner a Felip Pedrell i Enric Morera“ (159–166) beleuchtet als Abschluss des Bandes den mit epischen Stoffen eng verbundenen Kreis der katalanischen Wagnerianer. Einige ihrer Werke beruhen auf im engen Sinne epischen Vorlagen.

Insgesamt leistet der Band mehrere interessante Sondierungen zur katalanischen epischen Dichtung. Sie bewegen sich zwar mit der Ausnahme des Beitrags von Rosa Cabré weit gehend außerhalb der eigentlichen Gattung des epischen Langgedichts. Für eine noch zu schreibende Gattungsgeschichte des Epos in Katalonien und für seine Situierung im europäischen, auch theoretischen Kontext werden hier jedoch wertvolle Vorarbeiten geleistet. ■

- Roger Friedlein, Ruhr-Universität Bochum, Romanisches Seminar, Gebäude GB 7/147, Universitätsstraße 150, D-44780 Bochum, <Roger.Friedlein@rub.de>.

■ *Un cabàs de rialles. Entremesos i col·loquis dramàtics valencians del segle XVIII*. Edició i pròleg de Gabriel Sansano. Valls: Cossetània Edicions, 2009 (Biblioteca de Tots Colors; 4). 206 pàgs. ISBN 978-84-97914-84-0.

Si hi ha una manifestació teatral fortament arrelada al poble valencià, aquesta és, sens dubte, el teatre breu dels segles XVIII i XIX; un teatre que, emmarcat tradicionalment sota l'epígraf general de col·loqui, ofereix formes i temàtiques diverses plasmades a través de textos d'alt valor documental, tant pel que fa al vessant històric de la València del Set-cents, com pel que es refereix a qüestions d'índole sociolingüística. L'escassa vàlua literària, atribuïda amb massa freqüència als escrits dramàtics a què aquí al·ludim, ha estat una de les causes principals per les quals els estudiosos hi han dedicat, gairebé fins ara, poca atenció; d'aquí que molts dels autors de teatre breu valencià, referits a l'època esmentada, resulten poc coneguts als crítics i pràcticament desconeguts per al públic en general.

Amb tot, d'un temps ençà, és notable l'augment de bibliografia dedicada a aquest tipus de dramaturgia i el llibre que aquí presentem n'és un bon exemple. *Un cabàs de rialles. Entremesos i col·loquis dramàtics valencians del segle XVIII*, publicat per Cossetània Edicions, amb edició i pròleg de Gabriel Sansano, és un volum que arreplega onze peces dramàtiques amb què es deixa constància de la popularitat d'uns textos als quals no es pot negar, si més no, el mèrit de mantenir viva, literàriament parlant, la llengua catalana en terres valencianes. A més, la lectura de les peces breus presentades ens farà concloure que no és lícit negar altres mèrits a col·loquis i entremesos setcentistes; entre d'altres, parlem de mèrits com ara la voluntat de reflectir la vida del poble menut i, per tant, la necessitat de fer-ho a través d'una parla col·loquial, testimoni sociolingüístic fidel de l'evolució de la nostra llengua i dels canvis que la societat experimentava.

Un cabàs de rialles s'articula en dues parts principals. D'una banda l'estudi introductor de Gabriel Sansano –historiador del teatre i professor a la Universitat d'Alacant– i, de l'altra, l'edició de les peces dramàtiques. La primera es materialitza en un estudi historicoliterari presentat sota l'epígraf “El teatre breu a València en el segle XVIII: un teatre informal” (pp. 9-30); la procedència dels textos que s'editen (pp. 33-36) i els criteris d'edició (pp. 37-38), adaptats als determinats per la col·lecció editorial «Biblioteca de Tots Colors», completen aquesta primera part de caràcter més acadèmic. En la segona, “Entremesos i col·loquis dramàtics” (pp. 39-197), queden antologats els textos esmentats.

En introduir el tema, Gabriel Sansano adverteix que, malgrat que els estudis d'especialistes, com ara Antoni Serra Campins o Josep Maria Sala Valldaura, han permès avançar en el coneixement de la dramaturgia breu valenciana d'aquesta època, l'activitat teatral del Set-cents –referida al País Valencià– sempre ha quedat desdibuixada (p. 10). És per aquest mateix motiu que l'editor es proposa d'oferir al lector una visió més coherent d'aquesta pràctica dramàtica; visió que, sens dubte, demostra la continuïtat del conreu de textos teatrals de caràcter autòcton.

Des de l'angle socioliterari, és necessari plantejar-se com era la societat valenciana del XVIII, quines eren les necessitats i els entreteniments del poble menut, si volem entendre l'existència d'un teatre ludicofestiu, revestit de formes i temes diversos que se sustentaven, habitualment, en convencions dramàtiques barroques que el públic agràia perquè descodificava amb facilitat. En aquest sentit, i atesa la influència del teatre barroc castellà, Sansano destaca el fet que és un error considerar el col·loqui com una forma dramàtica genuïnament valenciana (p. 12).

En un altre ordre de coses, l'estudi introductorí fa una particular incidència en la figura del 'col·loquier', un personatge tan arrelat al poble com els mateixos textos que interpretava –majoritàriament de caràcter còmic i, això sí, sempre en català. Cal tenir en compte que es tractava d'afecionats que, algunes vegades, feien 'taules' amb aquesta mena de representacions i que, posteriorment, si aconseguien accedir a una companyia de caràcter professional, empraven el castellà en les seues actuacions. El fet de conèixer i contextualitzar adequadament el 'col·loquier' permet, doncs, donar una idea dels àmbits per a la representació dels quals es creaven aquests textos classificats, com a norma general, amb el nom de *col·loquis*.

En aquest sentit, si bé és cert que les classificacions taxatives resulten incòmodes a l'hora d'adscriure-hi textos de característiques formals i temàtiques tan heterogènies, no és menys certa la necessitat de posar una mica d'ordre en tota aquesta diversitat tipològica, composta per les peces teatrals breus del segle XVIII. Per aquest motiu, Sansano proposa una classificació que pot ajudar a diferenciar convenientment les característiques dels textos dramàtics setcentistes que ens han pervingut. D'aquesta manera, prenent com a base les peces antologades, l'editor d'*Un cabàs de rialles* diferencia entre lloes, entremesos, entremesos burlescos de pinxos i valents, moixigangues i, encara, afegint d'altres textos de difícil classificació i que queden, per tant, sense poder ser adscrits sota una única nomenclatura determinada.

Tres textos són classificats com a lloes: *Col·loqui de xansa sobre el succés que es refereix en la Vida de sant Felip Neri...*; *Col·loqui per a la festa de Nostra Senyora de l'Esperança en l'any 1730...* i *Col·loqui de col·loquis o Encisam de totes herbes*. Els dos primers textos tenen caràcter religiós, com podem deduir del mateix títol, i l'autor n'és Vicent Ortí i Major, un dels escriptors valencians més remarcables del moment; segons Sansano, els textos d'aquesta mena presenten, habitualment, un jocositat moderada i edificant (p. 25). Pel que fa a la darrera de les lloes, *Col·loqui de col·loquis*, de Joan Baptista Escorihuela, cal precisar que es tracta d'un diàleg dramàtic que adquireix el valor de lloa, entre d'altres característiques, per la seua brevetat. Convé fer notar que aquest text ja ha estat publicat anteriorment per Joaquim Martí Mestre en la col·lecció *Col·loquis eròtico-burlescos del segle XVIII*; aquesta nova edició suposa doncs una reclassificació terminològica que atén a les característiques textuals.

L'apartat que fa referència als entremesos queda representat per l'*Entremés de les campanes noves*, el *Col·loqui entretengut on se reciten algunes de les moltes rinyes que solen passar entre les sogres i nores* i l'*Entremés de la sogra i nora*. Pel que fa al primer dels textos, cal advertir que el títol amb el qual s'ha conegut

aquesta peça fins ara és *Col·loqui nou de l'any 1729*; l'editor, però, atenent a la trama i l'estructura del text, proposa aquesta nova denominació. Els altres dos col·loquis, com bé es pot observar a partir del títol, presenten una relació directa pel que fa a la temàtica tractada. L'autoria del primer correspon al notari Carles Ros i està datat el 1758; el segon és anònim i es correspon també a la segona meitat del segle divuit. D'altra banda, Carles Ros opta per donar veu als homes a partir de l'estructura d'exposar les causes de desavinença davant d'un jutge, mentre que l'entremés anònim fa parlar a les dones enfrontades, tot combinant alguns fragments amb cançons que sogra i nora es dediquen mútuament per augmentar el caràcter corrosiu i irònic de les seues intervencions.

Dos són els textos que componen l'apartat denominat "Entremesos burlescos de pinxos i valents": *Junta secreta*, escrit per Carles Leon i datat el 1788, i *Parranda i Bufalampolla vénen del Norte...* del 1811, també atribuïble a Leon. Aquestes peces exemplifiquen la tercera línia classificatòria que proposa Sansano. Es tracta de textos que deriven dels plecs que protagonitzaven personatges provinents del món de la marginalitat social i que, en el cas de les peces presentades, tenen una clara funció propagandística. Observem la relació que s'estableix entre ambdues obres per la concomitància temàtica, d'ambient i de personatges, tot i que, mentre *Junta secreta* està escrita en prosa, *Parranda i Bufalampolla vénen del Norte...* —situada en plena Guerra del Francès— es presenta mitjançant els versos heptasil·làbics que són habituals en aquesta mena de composicions.

El següent apartat en el qual es divideix la tipologia de peces breus del segle XVIII exposada per Gabriel Sansano es ressenya sota el títol de 'moixiganges'. Com indica l'editor, es tracta d'un model ben popular que es repetia reiteradament en l'època de les carnestoltes, motiu pel qual proposa una hipòtesi que es basa en l'existència d'unes moixiganges específiques, pròpies d'aquest període i que presenten «elements netament festius i escatològics» (p. 26). El text que ha estat seleccionat per tal de servir com a exemple d'aquest apartat de la classificació tipològica és *Paper molt gracios, discursiu, enfàtic, al·lusiu i sintenciós, per a desfressar-se de llaurador i dir-lo a les Carnistoltes o en qualsevol altra funció particular*, que ofereix la visió d'un llaurador sobre qüestions principalment amoroses i on es remarca el caràcter rústec i groller de la gent del camp.

El darrer dels blocs tipològics no ha pogut ser classificat més que sota l'epígraf "Altres formes", atesa la varietat temàtica i formal a què ja hem al·ludit. La primera de les peces que hi apareix és la *Matraca d'un mossot i un estudiant*, text dialogat de caràcter misogin de Joan Baptista Escorihuela. La

font és un manuscrit conservat al Fons Nicolau Primitiu de la Biblioteca Valenciana a València, que presenta una altra versió titulada *Rabonament entre un Estudiant i una Mossa*, a la Biblioteca Municipal Serrano Morales, també de València. Com indica Gabriel Sansano en el seu estudi introductor, aquest text té el seu origen en el plec *Matraca burlesca entre hombre y mujer*, i en d'altres peces de títols similars que es van difondre gràcies a la impremta (p. 25).

La peça breu que clou aquest recull porta per títol *Col·loqui Nou de la Loteria i xasco de Bolitxos*. Es tracta d'un text del qual es conserven exemplars a la Biblioteca Valenciana, a la Biblioteca de Catalunya, a la Biblioteca Nacional o a la Bibliothèque Municipale de Montpellier, cosa que ens permet copsar la popularitat i la difusió de la peça antologada. Sansano remarca el fet que el *Col·loqui Nou de la Loteria i xasco de Bolitxos* no es pot entendre sense el referent del sainet, dividit en dues parts, *El día de la Loteria* i *El chasco del sillero*, ambdues estampades a Barcelona a finals del segle XVIII.

Fet i fet, resulta evident que l'objectiu del volum és aplegar un conjunt de textos que siguen representatius per a exemplificar les diverses línies de teatre breu que Sansano defensa. No es tracta doncs d'una edició crítica de cadascun dels textos proposats; el mateix historiador del teatre afirma que cal «ampliar i fixar el corpus de les peces d'aquest segle, i després fer-ne una anàlisi dels mecanismes de dramaticitat, comicitat, personatges, etc. que articulen cada text o grup de textos, i preparar-ne edicions *teatral*s en condicions» (p. 29). L'editor d'*Un cabàs de rialles* opta per adaptar els textos a l'ortografia moderna –segons els criteris de la col·lecció editorial, com ja hem comentat–; prescindeix d'aparat crític de caire filològic i inclou alguna nota a peu de pàgina amb aclariments de caràcter lingüístic o enciclopèdic. Tot i que cal fer notar que el nombre d'aquestes notes és veritablement escàs, això no dificulta la comprensió dels textos per part del lector que, d'aquesta manera, es troba immers en els costums, els gustos i la parla de la València setcentista representada fidelment en les peces dramàtiques antologades.

No cap dubte que *Un cabàs de rialles. Entremesos i col·loquis dramàtics valencians del segle XVIII* és una aportació ben interessant pel que fa als estudis dedicats al teatre breu valencià; no hem d'oblidar que aquesta edició és també fruit de l'acurat treball que el professor Sansano desenvolupà en la seua tesi doctoral dedicada a aquest mateix tema. *Un cabàs de rialles* fa a mans dels lectors un seguit de textos que, possiblement infravalorats fins a hores d'ara, esdevenen un inestimable patrimoni cultural de caire històric, lingüístic i literari, al temps que aquesta edició comença a posar ordre ter-

minològic en el calaix de sastre que el mot *col·loqui* ha representat tradicionalment. ■

■ Isabel Marcillas, Universitat d'Alacant, Departament de Filologia Catalana, Campus de Sant Vicent del Raspeig, Ap. 99, E-03080 Alacant, <isabel.marcillas@ua.es>.

■ Joaquim Martí Mestre: *Els col·loquis valencians atribuïts a Carles Leon*. Paiporta: Editorial Denes, 2008. 376 pàgs. ISBN 978-84-96545-65-6.

La literatura catalana moderna ha estat menystinguda, tradicionalment, per la crítica i la recerca. També és cert, però, que d'uns anys ençà alguns investigadors s'han esforçat per trencar els tòpics de la mal anomenada *Decadència* i traure a la llum moltes edicions i estudis sobre obres d'aquesta època. Perquè només a partir del coneixement, la divulgació i l'estudi de les obres estarem en condicions de valorar encertadament la literatura catalana de l'edat moderna. La publicació dels *Col·loquis valencians atribuïts a Carles Leon* que ha editat Joaquim Martí és un esforç més en aquesta direcció. Aquests col·loquis, juntament amb els de Joan Baptista Escorigüela, són els més recuixits de les darrerries del segle XVIII valencià. És ben oportuna, doncs, aquesta edició i l'estudi que l'acompanya.

Els col·loquis editats per Martí són anònims, però han estat atribuïts per diversos crítics a Carles Leon. Tanmateix, no és un tema resolt: precisament «El problema de l'autoria» es tracta en el primer apartat de l'estudi. Ací, Martí resumeix l'estat de la qüestió traslladant-nos les diverses atribucions que en van fer els estudiosos dels segles XIX i XX. A continuació, però, aporta el seu punt de vista a partir de l'anàlisi de diferents aspectes: les impremtes que traguieren a la llum els col·loquis, qüestions culturals que s'hi narren i connecten amb la biografia de Carles Leon, l'anàlisi d'aspectes lingüístics contrastats entre els col·loquis, etc.

Tot seguit, l'autor valora unes paraules pronunciades pel protagonista del col·loqui del *so Cristòfol* (1789), les quals ens poden ajudar en aquest «problema de l'autoria». Aquest personatge es declara hereu de Cento el Formal i Tito Bufalampolla, uns personatges que protagonitzen uns col·loquis de 1784, atribuïts a Carles Leon. En canvi, dóna a entendre al lector que els col·loquis de 1789 protagonitzats també per Cento i Tito són *fingits*, és a dir, que es tracta d'un plagi i no provindrien del mateix col·loquier. Efectivament, l'actitud que mostren els personatges homònims

de 1784 i 1789 és diferent: els darrers mantenen una actitud molt crítica amb les autoritats i posen en evidència les desigualtats social i econòmiques de l'època. Com diu Joaquim Martí: «Semblaria estrany, per la contundència i la claredat de les desqualificacions» de so Cristòfol respecte dels personatges dels col·loquis de 1789, «que es tractés d'un recurs retòric del mateix autor». És a dir, hom descarta la possibilitat que un mateix autor (Carles Leon) haguera escrit els col·loquis de Cento i Tito de 1789, i que després haguera escrit *El so Cristòfol* per tal d'excusar els excessos verbals d'aquella parella.

L'estudi continua amb diverses valoracions al voltant d'elements intertextuals o del context dels col·loquis, a fi tractar la validesa de les atribucions d'aquestes obres a Carles Leon. Finalment, Martí Mestre arriba a una conclusió prudent però fonamentada: els col·loquis de Cento i Tito de 1784, els de Nelo i Quelo, els dos de Pepo Canelles i la *Junta Secreta* (i hi podríem incloure, «amb certa cautela», el del *so Cristòfol*) comparteixen un autor; els quatre col·loquis de Cento i Tito de 1789 són sens dubte d'un mateix autor; i els de Cento i Tito de 1797 i els del Pardal Sisó i el Dragó del Col·legi (també de 1797) semblen provenir de la mateixa ploma. Ara bé, si aquests tres conjunts de col·loquis comparteixen autoria, o no, és una qüestió molt més difícil d'aclarir.

Amb «Els col·loquis», s'enceta el segon i últim apartat de l'estudi introductori: una aprofundida i extensa anàlisi formal dels col·loquis editats. Per començar, l'autor ens fa cinc cèntims de les característiques comunes, tot i la dificultat que açò suposa atesa la diversitat temàtica. Entre els elements clau destaca el caràcter essencialment protoperiodístic dels col·loquis: fer-se ressò d'un esdeveniment social important i, sovint, aportar la informació oficial dels governants per tal d'influir en l'opinió del poble. També hi tenen un paper important la sàtira i la crítica social, així com el caràcter teatral, el qual possibilitava una major difusió a partir de la representació pública dels col·loquis. L'humor és un altre ingredient definitori del gènere, ja que l'entreteniment n'és una funció. En els col·loquis atribuïts a Carles Leon que podem llegir en aquest llibre predominen alguns trets que Martí analitza, com ara la crítica social als costums forasters o a la moda, l'exaltació del poder polític i eclesiàstic o l'aparició de l'oposició entre el món rural i l'urbà.

A partir d'aquest punt, l'estudi es concentra en cada sèrie de col·loquis per tal d'analitzar-los exhaustivament i individual. Els col·loquis apareixen agrupats segons la data de creació, els personatges que els protagonitzen i els fets històrics que reporten. Aquests conjunts fonamenten l'estudi de

Martí i, també, la posterior presentació de l'edició dels col·loquis. En primer lloc, trobem els quatre col·loquis sobre les festes dels infants reials Carles i Felip de 1784, amb Cento i Tito; a continuació els dos de Pepo Canelles (1784); els dos sobre globus aerostàtics de 1784; els col·loquis protagonitzats per Nelo i Quelo (1787); la *Junta Secreta*; els col·loquis de Cento el Formal i Tito Bufalampolla sobre la proclamació de Carles IV (1789); el col·loqui d'*El so Cristòfol* (1789); els que tracten sobre les festes per la beatificació de Joan de Ribera (1796-97); i, finalment, la Visita dels reis a València, l'any 1802. En l'estudi de cada sèrie de col·loquis, Martí tracta en primer lloc la qüestió de l'edició: les diferents publicacions originals, qui n'eren els editors, la localització, etc. Destaquen els comentaris que aporta sobre les diferències ortogràfiques, fonètiques, morfosintàctiques i lèxiques entre diverses versions pel que fa al model de llengua. Tot i que evidentment no és cap confrontació exhaustiva, són interessants les notes que dona, especialment pel que fa als col·loquis de Pepo Canelles. El mateix autor, però, ens avisa que en aquesta publicació no trobarem les variants de les diferents edicions que ell ha utilitzat, atès que el caràcter divulgatiu de l'edició no ho permet. Tot seguit, es reprèn el tema de l'autoria, però, en aquest cas, de manera breu i individualitzada per a cada col·loqui. També es parla de la informació nova sobre la localització d'alguna edició que ningú no havia esmentat abans, com ara una versió de 1787 de la *Junta Secreta*, editada per Manuel González a Madrid. Finalment, arriba el moment de l'anàlisi literària dels col·loquis. Martí concreta en cada col·loqui els trets generals que ja havia anunciat. En desgrana les característiques formals, l'estructura, les temàtiques i ens trasllada al context sociocultural de l'època. Pel que fa a les sèries de Cento i Tito, Martí remarca el joc que genera el diàleg entre els dos camperols, ja que un assumeix el rol de prudent i savi (Cento el Formal), mentre que l'altre pren el paper del graciós (Tito Bufalampolla). Les anècdotes de Tito i el seu caràcter ingenu protagonitzen els elements humorístics dels col·loquis.

L'estudi de Martí Mestre es tanca amb un subapartat dedicat a uns col·loquis sobre la Guerra del Francès. Aquestes peces, però, no les trobarem publicades en aquest llibre perquè ja «compten amb una recent i acurada edició filològica (Cahner, 2002)» (p. 151).

A continuació, l'edició dels col·loquis ocupa la part principal d'aquest llibre. La modernització de l'ortografia suposa per al lector una major facilitat a l'hora de llegir i una major possibilitat de divulgació de la publicació. Tanmateix, això no lleva que puguem gaudir amb tots els matisos d'una llengua de l'època moderna perquè se n'ha respectat les característiques

morfològiques, sintàctiques i lèxiques. Un bon conjunt de notes ajuden el lector en la comprensió del text, alhora que complementen els col·loquis amb comentaris de caire històric i cultural. Finalment, trobem un glossari amb mots o accepcions que no figuren al DIEC o al *Diccionari català-valencià-balear*, una eina que de ben segur és útil per al lector.

Amb aquesta aportació, Joaquim Martí i Mestre fa justícia a uns col·loquis que, a més a més del valor estètic que sens dubte tenen, són una excel·lent manera d'entrar en contacte amb els fets històrics que s'hi narren, d'analitzar la situació sociolingüística del país o d'observar una llengua viva riquíssima. Els col·loquis van ser un gènere d'èxit rotund entre la societat valenciana dels segles XVII, XVIII i XIX; així com també una de les vies de «cohesió comunitària», en paraules del mateix Martí. I ara el lector té la possibilitat de comprovar-ho. ■

■ Andreu Sentí, Universitat d'Alacant, Departament de Filologia Catalana, Campus de Sant Vicent del Raspeig, Ap. 99, E-03080 Alacant, <andreu.senti@ua.es>.

■ Joaquim Espinós: *Història d'un entusiasme: Nietzsche i la literatura catalana*. Lleida: Pagès editors, 2009 (Argent viu; 103). 196 pàgs. ISBN 978-84-9779-756-6.

Joaquim Espinós va guanyar el premi d'assaig Josep Vallverdú de l'any 2008 amb aquesta *Història d'un entusiasme: Nietzsche i la literatura catalana*. De fet el llibre, tot i l'enunciat del premi, no és ben bé un assaig, sinó un estudi. No és ben bé un assaig perquè en ell no hi trobarà el lector cap intent de renovació interpretativa ni de Nietzsche ni de la multitud d'escriptors catalans que repassa. És, com dic, un estudi, un estudi bastant exhaustiu de l'aparició del cognom "Nietzsche" i d'algunes de les idees o llocs comuns més cèlebres del filòsof que respon a aquest cognom, en els llibres, articles de revista o correspondències dels escriptors catalans de finals del XIX i del XX.

Espinós ha volgut completar, com ell mateix expressa, un treball anterior i conegut de Gonzalo Sobejano: *Nietzsche en España*. Aquest repassava la influència del filòsof en els escriptors espanyols i tractava, perifèricament, algun autor català, com Pompeu Gener o Eugeni d'Ors. Espinós omple molt correctament el buit, en part per la exhaustivitat ja esmentada (la nòmina d'autors analitzats és detallada, arribant fins als semí-desconeguts i inclòs als invisibles), i en part perquè completa amb molta més traça i

dedicació les notícies que Sobejano dedicava a algun d'ells (el cas de Pompeu Gener és exemplar).

Fins a data d'avui quan s'esmentava a Nietzsche en relació a la literatura catalana el nom que ens venia a tots al cap era el del poeta Joan Maragall. Maragall, amb la seva traducció d'alguns fragments del Zaratustra nietzscheà a la revista *L'Avenç* el 1893, semblava ser el primer (o l'únic) que havia captat la pulsio nietzscheana. El treball d'Espinós serveix per matisar aquesta percepció, per demostrar que altres autors de l'entorn del Modernisme ja havien rebut la influència nietzscheana i per explicitar en què va consistir ideològicament aquesta influència a la literatura catalana de finals del XIX: vitalisme i aristocratisme, bàsicament, però també positivisme, com en el cas de Gener.

El Modernisme és el punt d'entrada de Nietzsche a la cultura catalana, però com mostra Espinós la presència del filòsof s'estén, al llarg del segle XX, als moviments estètics més diferents, inclòs a moviments contraposats. Hi haurà un Nietzsche dels noucentistes, amb Eugeni d'Ors com a principal capità, hi haurà un Nietzsche avantgardista, amb Salvat-Papasseit. Un Nietzsche planià, un Nietzsche catòlic (!), un Nietzsche conservador i un d'anarco-dadaista; i inclòs hi haurà un gran Nietzsche antinietzscheà: el de Joan Fuster.

La recepció de Nietzsche a Catalunya vindrà determinada, doncs, pel receptor, com sol passar. Cada escriptor extreurà els valors i les interpretacions que més li interessin dels textos nietzscheans; que més li interessin, cal veure-ho, per a reforçar les pròpies conviccions i les del "moviment estètic" que l'empara. De fet al llarg de tot l'estudi es pot comprovar com la majoria de lectures que fan els escriptors catalans de Nietzsche són esbiaixades, contaminades i poc atentes. Possiblement l'únic que llegeix amb prou atenció a Nietzsche és... Josep Pla. I qui pitjor i més malintencionadament el llegeix, com el mateix Espinós, a contracor, destaca és... Joan Fuster. Joan Fuster resultarà un antinietzscheà nietzscheà sense saber-ho. I Pla resultarà un lúcid intèrpret del filòsof, un dels que millor li segueix la pista i més bé el fa funcionar en la seva estratègia, literària i vital, de crítica contra tot idealisme ingràvid.

I si el llibre d'Espinós té la virtut de recórrer totes les possibles pistes nietzscheanes en els escriptors catalans del període, començant a finals del XIX i acabant a principis del XXI; té, a opinió meua, alguns defectes que fan que el llibre es quedi més en un apunt d'intencions que no pas en una investigació completada. El més greu de tots és no oferir-nos en cap moment una definició detallada i més o menys coherent de la filosofia de

Friedrich Nietzsche, recurrent exclusivament als llocs comuns del nietzscheanisme, a expressions cèlebres i a frases descontextualitzades. Això fa molt difícil entendre quines són exactament les idees filosòfiques que influeixen als escriptors catalans estudiats. El nietzscheanisme dels escriptors es jutja exclusivament en funció de l'aparició del nom de l'autor en els seus textos o de circumstàncies literàries tan ambigües com les referències a la "vida" o a la "sang", un vitalisme abstracte, de postaleta, vaja, que Espinós va detectant en els seus llibres.

S'accepten les lectures contraposades sense matisar massa clarament d'on venen, a què responen, quin Nietzsche hi ha davall de tot. No es té en compte l'evolució de la pròpia filosofia de Nietzsche ni, cosa una mica més greu, l'evolució que té la seva recepció en el pensament europeu. Evidentment a Pompeu Gener, a finals del segle XIX, i a Joan Garí, a principis del XXI, el Nietzsche que els hi arriba no és el mateix. L'evolució dels estudis nietzscheans han transformat completament la percepció del filòsof i és incomparable allò que un lector com Gener rep a allò que podem rebre qualsevol de nosaltres. Aquí, Espinós, no hi entra.

La indeterminació perjudica el llibre perquè incrementa la sensació de guirigall, ja de per si prou present a causa de la multitud de veus que s'hi deixen sentir. Aquest element negatiu, però, és corregit en els capítols més profunds del treball, els que dediquen més pàgines, i no una mera notícia referencial, a l'escriptor en qüestió. Destaquen, a opinió meua, el capítol dedicat a Pompeu Gener, que intenta donar pes i importància al primer dels autors catalans que realment va *utilitzar* la filosofia de Nietzsche per elaborar obra pròpia. També és central el capítol dedicat a Eugeni d'Ors, figura que cada vegada demana més i més lectures per part dels estudiosos actuals. Possiblement en l'estudi sobre Eugeni d'Ors és en l'únic on Espinós arrisca una temptativa de renovació interpretativa. El paper de Nietzsche en Pla, ja ho hem dit; la crítica a Fuster, la repassada a la literatura de Porcel des d'una òptica nietzscheana, Villalonga i els dedicats a algun dels que encara són vius: Enric Sòria i Joan Garí; constitueixen els millors apartats del text.

Apreciable iniciativa, doncs, la de Joaquim Espinós, que obre una via d'estudi per a la presència del filòsof en la nostra cultura. Presència, fins al moment, força menystinguda. Si es segueix la línia potser, algun dia, ens endurem alguna sorpresa. ■

- Marc-Olivier Hinzelin: *Die Stellung der klitischen Objektpronomina in den romanischen Sprachen. Diachronie, Perspektive und Korpusstudie zum Okzitanischen sowie zum Katalanischen und Französischen*. Tübingen: Gunter Narr, 2007 (ScriptOralia; 134). XIII + 286 pp. ISBN 978-3-8233-6346-0.

■ 1 General

The long-standing series *ScriptOralia*, edited by Paul Goetsch and Wolfgang Raible, presents with volume 134 an in-depth description of the changes in Romance clitic pronoun position focusing on the frequently neglected Occitan area. Hinzelin's study, *Die Stellung der klitischen Objektpronomina in den romanischen Sprachen (SkOrS)*, is the outgrowth of his 2006 doctoral dissertation at the University of Konstanz under the direction of Georg Kaiser. Following in the tradition of Kaiser (starting with his 1992 study) and the rich literature on the evolution of clitic elements in the Romance languages, H presents a carefully calibrated historical tableau of the variation and trend lines characterizing a significant part of the observable behavior of Romance clitic object pronouns. With a focus on the Occitan domain, *SkOrS* complements the range of languages for which extensive data analyses and historical trajectories are available. The salient features of *SkOrS* are its systematic adherence to overtly presented data, its thorough review of the existing literature, and the determination to bring the many chronological accounts into line with a stable syntactic foundation. *SkOrS* confirms much of what has previously been elaborated and adds poignant characteristics for Occitan. The rather detailed background descriptions for Catalan, French, and Portuguese, nuanced by some Italian and Spanish observations, locate the typological value of Occitan and at the same time permit H to deal with Occitan as the complex of variants that never emerged in a single standardized form and therefore requires much regionalized information. The diachronic treatment amounts to a general (Western) Romance overview of clitic object pronoun (morpho)syntax.

■ 2 Overall themes

The study addresses the typology of clitic positioning in root and subordinate clauses in terms of their syntactic and linear context, following the strong tradition established by Tobler (1875), Meyer-Lübke (1897), Ramsden (1963), and leading e.g. to Salvi (2004). Unlike the classical study of

Ramsden (1963), *SkOrS* is limited to finite verb forms as pronoun anchors, and within this category, focuses more on root clauses. This is understandable in view of the availability and complexity of the data. It is unfortunate for a deeper theoretical understanding, since the non-finite contexts represent a refractory aspect of the question, well documented e.g. in Ramsden (1963: 103–111). The non-finite dimension has never been well explained due to the standard focus on the more abundant and amenable finite-V contexts (see also Wanner, 2009). As is the case in the ancestral line, H's main descriptive device is a set of vaguely syntactically defined left-hand contexts derived by simplifying the Ramsden context categories (1963: 25–42). The observable dimension of linearity (i.e. the surface sequence between V and cl) yields the categories of enclisis /V - cl/, proclisis /cl - V/ and separation of the pronoun to the left known as interpolation, i.e. /cl - X - V/.

■ 3 Description of *SkOrS*

A well-structured Introduction (1–24) prepares the scene for the investigation, giving the reader a succinct overview of Occitan in its field of tension between French and Catalan, concerning both the typological and contact conditions defining this frequently neglected and “in-between” language. The literature review (ch. 2, 25–86) elegantly defines the arch leading from the early Tobler-Mussafia efforts in the late 19th century to current frameworks (basically Government and Binding and Optimality). Interpolation as the expression of a true “second position” placement of clitics (in the sense of Wackernagel, 1892) receives a place of prominence in this chapter (67–86). Romance clitic object pronouns appearing separated from the V in some periods of some languages under certain circumstances (Medieval Spanish, Portuguese, modern European Portuguese) are generally taken to be most revealing for clitic nature, development, and ultimately, distribution. Even though interpolation is absent from Occitan, H's study needs to treat this phenomenon in a circumspect way, since interpolation strongly informs H's diachronic analysis (see section 5 below). Chapter 3 (87–134) takes us across the Gallo- and Ibero-Romance domains based on what can be gleaned from the literature about the various clitic systems. Several densely informative tables on what each study argues constitute a veritable little *bibliographie raisonnée*. The following two chapters present the data collection (ch. 4, 135–188) and its detailed analysis (ch. 5, 189–230; more on these chapters below in sections 4 and 5). In addition to the clear conclu-

sions (231–240), the volume is complemented by registers and indexes providing useful access tools for all the information provided in *S&OrS*.

The text ends with a melancholy citation from Charles Ferdinand Ramuz¹ (240) vindicating the intrinsic value of such a study regardless of what the world may think (« il [le berger solitaire = le linguiste?] ne chantera que pour lui-même »). Moreover, the intriguing epigraphs for each chapter confer additional moments of self-conscious reflection, e.g. if Chapter 5 on the theoretical analysis of clitic position is introduced by a citation from Jorge Luis Borges (189). The paragraph (from *Del rigor en la ciencia*) relates the trajectory in some mythical country of an ever expanding will to precision of representation in geographic science. This trend ultimately leads to the abandonment of the entire discipline upon the realization that even a map of the kingdom of the physical extension of a province was not good enough to capture the detail to which the perfectionist geographers aspired. May H be hinting at some barrier in capturing the elusive behavior even of such well-known elements as are the Romance clitic object pronouns?

■ 4 The data and their presentation

H chooses non-literary documentary texts from different periods of Occitan as the standard (140–143). This yields two groups, one for pre-13th century charts and similar documents (basically Brunel, 1926) and a second one for the second half of the 15th c. (several sources), plus one modern oral/transcribed text. The data analysis classifies the examples according to main vs. subordinate clause; main clauses are either verb initial or not, they may be negated, have a WH structure, or carry a marked initial element (certain adverbs, or a focus constituent). This is a welcome simplification and revision of the classical TM–Ramsden descriptive framework. Imperatives, non-finites, and unclassifiable cases are recognized where they appear (rarely), but are not further considered in *S&OrS*.

The analysis for each text group, e.g. for the oldest Occitan documents up to the year 1200 (148–153), comprises a form and function table of the object pronouns encountered and a data chart according to their string configuration, followed by some discussion with actual examples. Due to

1 1878–1947, lived in the Canton de Vaud of Western Switzerland, belonging to the (former) linguistic domain of Francoprovençal, another Galloromance area of infrequent study.

the complexity and multiplicity of context classifications operated by H, the meaning of the added graphs about percentages of enclisis in main clause contexts (152) is unclear. According to Figures 4.2.1-1,2 (152), the percentage of postposed clitics in the oldest documents is higher in main clauses excluding verb-initial cases (= Ix) than in the group including them (= IAx). Either the presentation of these classifications (IAx vs. Ix) is insufficiently clear, or the result defies the established view that the verb-initial constructions only permit post-verbal clitic placement in a TM environment, so that the percentage of enclisis should be higher in the inclusive group (IAx). A confounding factor is H's liberal interpretation of the domain of a main clause. According to his practice, this category includes all left-periphery materials (subordinate clauses, adverbs, focus constituents, extractions), resulting in a virtual absence of true verb first (V1) instances. In Table 4.2.1-3 (149), four V1 clauses (= IA) are all listed with preposed clitics. H deviates here from the research tradition in a way that removes his results from direct comparison. The later slices of Occitan text groups show a more orthodox distribution, i.e. more enclisis in IA than in Ix (161, 170, 173–174).

For purposes of presentation, the classifications found in the analysis are not sufficiently transparent within the study, in spite of the translational table (35–36). (The schematic listing on p. 144 could profitably refer back to this earlier collection of exemplars). Table 3.3-2 (102) misses its opportunity to connect the identifying label with actual structures; a name “HS, V1 mit NS (Ia)” ‘main clause, verb-initial, with subordinate clause (Ia)’ does not reach the necessary clarity: where is the subordinate clause, to the left of HS? What criterion pulls the specified subordinate clause into the same main clause? I.e., where do these sentences begin and end? In view of the observation that medieval texts do not necessarily have well-defined sentence organization (a sentence in a modern sense being a cohesive, closed-off syntactic structure), a more conservative approach might be to choose smaller syntactic units, i.e. clauses.²

2 Perhaps my translation of Gm. *HS* (*Hauptsatz*), *NS* (*Nebensatz*) as ‘main clause, subordinate clause’ may be misleading. H seems to operate with a HS as the overall syntactic structure including any more peripheral appendages, i.e. ‘sentence with a main clause’.

■ 5 Critique

■ 5.1 Linearization in an Optimality Framework

SkOrS clearly establishes that clitic-V linearization (enclisis, proclisis, interpolation) is due to structural features of syntax as has been established in the previous literature with regard to at least part of the contexts. H's own analysis of the Occitan and other Romance data is couched in terms of a Government and Binding perspective where the clitic pronoun, once it has been constituted as such, shares with its host an X^0 position, either in C^0 or alternatively in I^0 . This postulation holds since the beginnings of Romance documentation, and continues without vacillation to the present-day language. Clitics thus do not substantially change in their syntactic pattern between the medieval and the current Romance languages other than for what regards the C or I attachment.³ Other aspects of syntax control the shifting surface positions observable for these elements in the surface strings. The only relevant change for clitics was their emergence in medieval Romance from a different (Late) Latin substratum (where they were non-existent). Diachronic development takes place in immediate structural or linear contact with the clitics, mainly through the evolving mobility conditions for the verb within the left periphery of the clause: V-to-I, V-(to-I)-to-C with varying constraints on their application. Within this structural GB perspective, H elaborates an optimality-theoretic model involving differential ordering of constraints to account for varying surface positions. Ultimately, changes in the surface location of clitics correspond directly to changes in the strict order of application of a stable set of five syntactic constraints (218–219), an interesting proposal worth discussing here.

- | | | |
|----------------|---------------|--|
| Cnstr 1 | DIR - HOST | Cl and host are in same syntactic phrase |
| Cnstr 2 | C^0 - ENCL | cl is enclitic to substantive element (= host) in C^0 |
| Cnstr 3 | PROCL - I^0 | cl is proclitic to substantive element (= host) in I^0 |
| Cnstr 4 | V - ADJ | cl is contiguous with V, at surface or throughout derivation |
| Cnstr 5 | STAY | No trace allowed (blockage of V-to-C movement) |

3 The surface effect of C^0 vs. I^0 clitic location is frequently covert due to the linear sequence of surface elements, this amenable to reanalysis in the sense of Harris and Campbell (1995). The present-day language only admits I^0 for the cases H considers. The conditions under which a clitic appears in C or I in the older language are not made explicit in a coherent way in *SkOrS*.

If C (and, where applicable, I) at most contains a single element plus an open number of clitics, the situations encountered in the development of the Romance languages considered here can be accounted for with varying ordering of the hierarchical constraints (220–226) to yield optimality. A general characterization of the change between Medieval and Modern Romance languages as represented in H's data involves three crucial re-ordering patterns in diachronic sequence (227).

- Chg I:** Cnstr 4 (V-ADJ) dominates Cnstr 2 (C⁰ - ENCL): eliminate interpolation
 If V and cl are adjacent (Cnstr 4), interpolation /cl - X - V/ is eliminated (e.g. the Medieval Portuguese type gives way to the Medieval Occitan pattern).⁴
- Chg II:** Cnstr 5 (STAY) precedes Cnstr 4 (V - ADJ_{DIR})⁵: no optional enclisis
 Postverbal clitics will disappear except in the V1 configuration (Constr 4a), since V cannot move up (Constr 5) and cl thus needs to be proclitic in I next to V (Cnstr 3). The older type of Medieval Occitan evolves into what is seen e.g. in the Early Medieval French system.
- Chg III:** Cnstr 4, 5 (V-ADJ, STAY) precede Cnstr 2 (C⁰ - ENCL): No V1 cl cannot surface in C any longer eliminating the V1 enclitic construction (the original Tobler-Mussafia trademark context for enclisis). The Early Medieval French pattern yields the Modern Spanish type.

Cl in C position without V-to-C raising (interpolation) changes earliest in Chg I. A subject-introduced main clause shifts under Chg II – overtly to exclude postverbal position of cl – and then also under Chg III – covertly, to locate cl in I avoiding a V trace instead of having cl appear in C with at least one V trace. V1 main clauses disappear under Chg III due to the elimination of last-resort V-to-C raising.

4 This does not imply that Portuguese developed in Occitan in any way, only that the morphosyntactic type embodied e.g. by Medieval Portuguese through this change turns into the pattern exhibited by Medieval Occitan.

5 ADJ_{DIR} refers to adjacency of V and cl throughout the derivation, not just at the surface.

| Context | Chg I: no interpolation | Chg II: no free enclisis | Chg III: no V1 | Constraint(s) involved |
|---------|-------------------------|--------------------------|----------------|------------------------------|
| Ctxt 1 | = | = | change | XP in [Spec, CP] |
| Ctxt 2 | = | change | change | V1 = V in C |
| Ctxt 3 | change | = | = | C ⁰ filled (c, X) |
| Example | MedPg > MedOcc | MedOcc > EMedFr | EMedFr > ModSp | |

Figure 1. Change type vs. context class in chronological sequence (left to right)

■ 5.2 Archaism of Interpolation

The overriding perspective is a historical progression from a C-based cl position to an I-based one, binding cl and V together in a systematic link and giving cl progressively more inflection-like stability (single linearization). The perspective relies on two widely held *a priori* assumptions shared by *SkOrS*: (a) Clitics are by default enclitic; (b) Romance clitics develop in a default situation. By intersecting these implicit assumptions with a third observation that clitics tend to be second-position items (i.e. Wackernagel's [1892] law), Medieval Portuguese and Medieval Spanish with overt interpolation are thought to exhibit a more original clitic syntax than other languages (e.g. Medieval Occitan without interpolation). Assuming a unidirectional trajectory, the wide-spread opinion that (European) Portuguese has an archaic (clitic) syntax (ever since Meyer-Lübke [1897], based on the medieval and still present-day option of interpolation) yields a goal-oriented evolution toward a simpler, surface-true clitic distribution.

This perspective can be challenged by three observations. It directly approaches the first one regarding important changes in interpolation between Medieval and Modern European Portuguese. Based on detailed studies by Martins (1994), the modern interpolation options are only a limited subset of the medieval ones; in addition, they seem to emerge after the near-complete disappearance of interpolation in the 16th century (230). Modern European Portuguese interpolation is a secondary phenomenon, not directly connected with the Medieval phase, hence it does not support a medieval archaism of Portuguese.

Second, a careful diachronic reconstruction of Medieval Spanish interpolation (not approached in *SkOrS*) shows that the phenomenon is not an archaic feature of the language; i.e., it is not the case that the older the documents, the more interpolation they contain. Rather, after a low,

almost undocumented presence in the 12th and early 13th century texts (few known documents that have a confirmed date for the extant copy), the phenomenon increases strongly by the late 13th century and first half of the 14th century, progressively dropping off after 1350 to its extinction by about 1500. Spanish interpolation is a secondary phenomenon internally developed, as in Modern European Portuguese; it is not typical of the oldest texts and does not support the claim or archaism for interpolation.

Third, the archaic nature of Portuguese is derived from the wish to connect interpolation to Wackernagel's (1892) second position law by stipulating enclisis as the true clitic orientation directly continuing into the Tobler-Mussafia condition of clause-initial enclisis to the V in first position. Portuguese (like Spanish) shows considerable enclisis in optional contexts (Ctxt 1 above). A loose dating of Medieval Portuguese texts – typically with a secure copy date not before the second half of the 13th century, i.e. in the period when Spanish developed interpolation into a stable feature of its clitic phenotype – produces the fictitious story line of a monotonic development from Late Latin to Medieval Romance to present-day Romance clitic distribution. The original clitic characteristics thus belong to the second position syndrome, and then move away from interpolation and from enclisis to proclisis, losing all of the second position traits. In this context Portuguese is inevitably assessed as archaic.

Since the premises on which this scenario rests are questionable, the conclusion is uncertain. The absence of interpolation in Medieval Occitan does not by itself constitute a more “advanced” syntax (whatever this might mean); it rather presents another option from the Spanish and Portuguese solution regarding a Medieval Romance clitic pattern, shared at least with Catalan and Italian.

■ 5.3 Limitations of the analysis

If the analysis of *SkOrS* as reconstructed here is successful for the languages and the contexts H actively considers, it is still not comprehensive of the clitic object pronoun syntax. The imperative forms (special morphological manifestations for some commands separate from subjunctives or indicatives; finite, yet different) may show a /V - cl/ pattern even in the most enclisis-averse languages like French.⁶ The imperatives are a func-

6 Are present-day French postverbal pronouns really clitics? They share some of the special forms (*le*); but some of them are non-clitic full forms (*moi*). This rather simple perspective is sufficient for the current claim that even French knows some object pro-

tionalized remnant of V1 syntax that the five constraints cannot account for without additional ordering patterns (e.g. by modifying ordering conditions for Cstr 2: C⁰ - ENCL). Similarly, non-finite verb forms maintain interestingly different linearization conditions in most languages, including Occitan (much enclisis, regardless of syntactic context, even with preceding negation or in the presence of a preposition or a complementizer). The exclusion of non-finite forms also deprives *SkOrS* of the opportunity to deal with the clitic raising contexts (modal, temporal, aspectual verbs) that enrich the repertoire of clitic display patterns (see e.g. Davies, 1997). Whatever the means of analyzing these additional contexts, they require additional machinery beyond what *SkOrS* presents.

The analysis developed in *SkOrS* is (in a positive sense) non-intuitive, contributing to a deeper understanding of the phenomenon going far beyond description and thereby denying the skepticism inherent in the Borges quote heading the analysis chapter 5 (190). Yet the analysis relies on abstract constraint ordering organizing non-transparent principles (the constraints) that are only accessible to the native speaker through surface data observation. The analysis faces the issue of systematic non-learnability due to inherent contradictions between data and analytical reconstruction required of the learner. On the one hand, the variety of conditions and the changes undergone by clitic systems could be taken for an argument in favor of such an uncertain reproduction of the parent system through natural language acquisition. However, the fluctuations are less than random overall, attesting to the relative stability of the system beyond the predictions of an opaque learning situation. The fragmentary nature of the solution proposed, the complexity of the devices needed even for a part of the phenomenon, and the still variable results may raise the question of the return on analytical investment in this rather minor piece of morphosyntax in the perspective off the overall Occitan grammar.

■ 5.4 Overall appraisal

In spite of this meta-theoretic skepticism, H's study makes available a careful novel analysis, a broad presentation of the surrounding languages, and a true contribution to thoughtful analyses that take the observable reality of clitic patterns across languages and times seriously.

noun enclisis. The phrasal accent falling on a pronoun such as *le* in *Mais mange-le !* does not deny clitic status; cf. the non-clitic *mange ça !*, and the contrastive prepositional behavior in *compte sur ça !* vs. **compte sur le !*

In this perspective, the most valuable contribution of *SkOrS* consists of the detailed descriptions of the languages investigated, Occitan in the first place, but also Catalan, French, and Portuguese. Clear summary tables of raw data permit easy comparison across samples and languages. Second place belongs to the literature survey with its meticulous reconstruction of the many contrasting analytical approaches, amounting to a focused overview of the clitic debates. This background serves H to characterize the history of Occitan in relation to the surrounding languages. The *pièce de résistance* in the form of an original technical analysis undoubtedly constitutes an important refinement of the theoretical literature about Romance clitics. Still, it is likely that the lasting contribution of this study will remain the new data and the broad overview of the situation with many good insights into the emblematic history of the Romance clitic syntax, whereby the explicit analysis of chapter 5 provides a welcome way of assessing the claims and inherent assumptions. The study inserts itself into the long series of substantive investigations progressively clarifying the development of a stable, but analytically still baffling morphosyntactic component of clitic pronouns, with its pronounced break between the medieval manifestations and the conditions from the 16th century onward. ■

■ References

- Brunel, Clovis (1926): *Les plus anciennes chartes en langue provençale. Recueil des pièces originales antérieures au XIIIe siècle. Publiées avec une étude morphologique*, Paris: Picard.
- Davies, Mark (1997): “A corpus-based approach to diachronic clitic climbing in Portuguese”, *Hispanic Journal* 17, 93–111.
- Harris, Alice / Campbell, Lyle (1995): *Historical Syntax in Cross-Linguistic Perspective*, Cambridge: Cambridge University Press.
- Kaiser, Georg (1992): *Die klitischen Personalpronomina im Französischen und Portugiesischen. Eine synchronische und diachronische Analyse*, Frankfurt a. M.: Vervuert.
- Martins, Ana Maria (1994): *Clíticos na história do português*, Lisbon: University of Lisbon (unpublished Ph.D. dissertation).
- Meyer-Lübke, Wilhelm (1897): “Zur Stellung der tonlosen Objektspronomina”, *Zeitschrift für romanische Philologie* 21, 313–334.
- Ramsden, Herbert A. (1963): *Weak Pronoun Position in the Early Romance Languages*, Manchester: Manchester University Press.

Salvi, Giampaolo (2004): *La formazione della struttura di frase romanza: ordine delle parole e clitics dal latino alle lingue romanze antiche*, Tübingen: Niemeyer (Beihefte zur Zeitschrift für romanische Philologie; 323).

Tobler, Adolf (1875 / 1912): Review of J. Le Coultre, *De l'ordre des mots dans Chrétien de Troyes*. Reprinted in *Vermischte Beiträge zur französischen Grammatik* 5, Leipzig: Hirzel, 395–414.

Wackernagel, Jacob (1892): “Über ein Gesetz der indogermanischen Wortstellung”, *Indogermanische Forschungen* 1, 333–436.

Wanner, Dieter (2009): “Pronombres átonos de objeto con infinitivo, o la pertinencia de la periferia”, in: *Actas del VII Congreso Internacional de Historia de la Lengua Española, Mérida (Yucatán), August 2006*, Mexico: Publicaciones UNAM (to appear).

■ Dieter Wanner, Ohio State University, Department of Spanish and Portuguese, 298 Hagerty Hall, 1775 College Road, USA-Columbus, OH, 43210-1775, <wanner.2@osu.edu>.

■ Sandra Herling: *Katalanisch und Kastilisch auf den Balearen*. Heidelberg: Universitätsverlag Winter, 2008 (Reihe Siegen. Beiträge zur Literatur-, Sprach- und Medienwissenschaft; 159). 396 S. ISBN 978-3-8253-5435-3.

Während die soziolinguistische Situation des Katalanischen in Katalonien und in València bereits Gegenstand zahlreicher Studien im Monographieformat geworden ist, war die Forschungslage zu den Balearen in diesem Bereich von jeher deutlich dünner. Eine monographische Überblicksstudie war daher ein Desiderat, das Sandra Herling nun mit ihrer umfangreichen (396 Druckseiten!) Dissertation geschlossen hat. Gegenstand der Arbeit ist, in den Worten der Autorin,

[...] die gegenwärtige soziolinguistische Situation der Balearen [...]. Ein Ziel ist es, eine Bestandsaufnahme der Präsenz der kastilischen und katalanischen Sprache auf den Balearen in ausgewählten gesellschaftlichen Bereichen zu präsentieren. Die Auswahl fiel auf das Bildungswesen, die Verwaltung, die Medien und auf den wirtschaftlichen Sektor. Ein weiteres Ziel besteht darin, die Tendenzen und die Hindernisse des aktuellen Normalisierungsprozesses zu beschreiben. Schließlich können die gewonnenen Ergebnisse aus der empirischen Untersuchung Aufschluss darüber geben, welche Erfolge der Normalisierungsprozess bereits verbuchen konnte und welche Probleme es zu bewältigen gilt. (S. 12)

Geplant ist demzufolge also eine reine *fact-finding mission*. Kapitel 1 (S. 11–14) “Zielsetzung und Gliederung der Arbeit” beschränkt sich, nach dieser kurzen Zielbestimmung, ansonsten auf eine kurze Inhaltsangabe der kommenden Kapitel. Das folgende Kapitel 2 (S. 15–24) gibt einen knappen und gelungenen Forschungsüberblick über die soziolinguistische Literatur zur balearischen Thematik. Was man dagegen vermisst ist eine Aufarbeitung der theoretischeren Literatur zur Sprachplanung im Allgemeinen, aber auch zu Sprachkonflikt- und Sprachattitüdenphänomenen sowie zu den empirischen Methoden ihrer Erforschung. Die angedeutete Konzentration auf das Sammeln von Fakten konkretisiert sich hier bereits. Kapitel 3 (S. 25–72) mit dem Titel “Historische und sprachpolitische Rahmenbedingungen der aktuellen soziolinguistischen Situation der Balearen” liefert einen Überblick über die externe Sprachgeschichte der Balearen vom Neolithikum bis zum Sprachnormalisierungsgesetz von 1986 sowie eine kurze Diskussion des sprachrelevanten Artikel 3 der spanischen Verfassung und des balearischen Autonomiestatuts.

Hauptkapitel 4 “Der Normalisierungsprozess auf den Balearen: Hindernisse und aktuelle Tendenzen” (73–221) ist mit 149 Seiten eines der beiden Großkapitel der Arbeit. Es basiert mehrheitlich auf publizierten Untersuchungen, enthält aber auch bereits eigene empirische Ergebnisse. Kapitel 4 fasst *de facto* eine Reihe weithin unabhängiger Einzelstudien zusammen: Unterkapitel 4.1 (3 Seiten) charakterisiert knapp die verschiedenen Sprachen- und Varietätenkontakt-Konstellationen auf den Balearen. Unterkapitel 4.2 (23 Seiten) resümiert die Ergebnisse der dialektologischen Forschung zu den balearischen Dialekten. Unterkapitel 4.3 (22 Seiten) liefert eine begriffsgeschichtliche Aufarbeitung des Konzepts “Normalisierung”. Unterkapitel 4.4 thematisiert Inhalte und Ziele des sprachlichen Normalisierungsgesetzes auf den Balearen. Unterkapitel 4.5 (78 Seiten) schließlich ist besonders umfangreich und verhält sich komplementär zu 4.6 (22 Seiten), indem beide die spezifischen balearischen Bedingungen und Probleme bei der sprachlichen Normalisierung thematisieren, wobei sich 4.5 mit den Sprechern und 4.6 mit der Administration befasst. In Unterkapitel “4.5.2 Immigration” verbirgt sich auf S. 166ff. eine interessante schriftliche Umfrage der Autorin, in der die Sprachattitüden von 53 deutschen Residenten auf den Balearen erfragt wurden.

Das folgende Kapitel 5 (S. 222–379) trägt den Titel “Die Präsenz des Katalanischen und Kastilischen in ausgewählten gesellschaftlichen Bereichen” und ist mit 158 Seiten das umfangreichste der ganzen Arbeit. Es ist zudem das Kapitel, in dem der überwiegende Teil der empirischen Ergeb-

nisse der Studie präsentiert wird. Es zerfällt in Unterkapitel, die der Verbreitung des Katalanischen und Kastilischen in jeweils einzelnen sprachlichen Domänen gewidmet sind (Verwaltung, Bildungswesen, Medien, Wirtschaft mit weiteren Unterpunkten).

Um einen Eindruck von der Struktur der Kapitel zu vermitteln, greifen wir hier, stellvertretend für die anderen, Unterkapitel 5.1 “Verwaltung” heraus. Es beginnt mit einigen Seiten einer weitgehend literaturbasierten Überblicksdarstellung zum Gebrauch des Katalanischen in der Verwaltung. Relativ unvermittelt für den Leser präsentiert die Autorin sodann eine eigene Umfrage:

Es stellt sich nun aus soziolinguistischer Perspektive die Frage, inwieweit die katalanische und kastilische Sprache in der Verwaltung präsent sind [...]. Eine schriftliche Umfrage, die sich an die Verwaltungsangestellten richtete, sollte tendenziell die Präsenz der katalanischen und kastilischen Sprache in der Gemeindeverwaltung bzw. in den Rathäusern (*Ajuntaments*) aufzeigen. (S. 226f.)

Es folgt ein resümierend ins Deutsche übersetzter Fragenkatalog und die Präsentation der Ergebnisse, die auf der Auswertung von 87 Rückläufern einer schriftlichen Umfrage basieren. Es werden die Antworten auf jede der Fragen des Katalogs diskutiert, gefolgt von einigen “O-Tönen” aus den Antworten, d.h. eine Auswahl repräsentativer Zitate von Informanten, die allein über ihren Herkunftsort identifiziert sind. Das Unterkapitel schließt mit einer Zusammenfassung der Ergebnisse in Form einer Liste von *bullet points*.

Ähnlich oder genauso strukturiert sind auch die weiteren Unterkapitel: 5.2.1 “Schule” mit 46 Rückläufern einer schriftlichen Umfrage unter Lehrern (S. 245, FN 676); 5.2.2 “Universität” auf Grundlage einer Studie des *Servei Lingüístic* der UIB (2005–06) und von 29 Rückläufern einer eigenen schriftlichen Dozentenbefragung, etc. Manche Unterkapitel basieren auch nur auf publizierter Information und verzichten auf eigene Umfragen (z.B. 5.3.2 “Audiovisuelle Medien”). In Unterkapitel 5.3.3 “Internet” besteht die Untersuchungsmethode darin, balearische Internet-Startseiten auf ihren Sprachgebrauch hin zu untersuchen und die Ergebnisse in acht thematisch sortierten Diagrammen zu präsentieren (Regierung, Wirtschaft, Tourismus, Medien, Wissenschaft und Bildung, Kultur, Natur / Umwelt und Lokales). In den Kapiteln 5.4.1 “Tourismus” (263 Rückläufer) und 5.4.2 “Handel” (87 Rückläufer) wird wieder mit schriftlichen Umfragen gearbeitet.

Spätestens zu Beginn von Kapitel 4 beginnt der Leser nach einem einführenden Unterkapitel Ausschau zu halten, in dem das folgende For-

schungsprojekt angekündigt, erläutert und die verwendete Methodologie thematisiert und problematisiert wird – leider vergeblich. Dieses Bedürfnis verstärkt sich nun in Kapitel 5 noch einmal, wenn offensichtlich aufwändig gewonnene eigene empirische Ergebnisse kommentar- und bruchlos neben forschungsberichtartigen Passagen erscheinen. Was die zugrundeliegende Methodologie angeht, muss der Leser sie selbst rekonstruieren: Sie besteht augenscheinlich darin, zuerst alle öffentlich zugängliche Information zu einem Themenbereich zu präsentieren; nur da, wo der Autorin dies nicht ausreichend erscheint, fragt sie mit einer schriftlichen Umfrage nach. Diese Umfragen sind zumeist aufwändig (es finden sich Populationen zwischen 29 und 263 Informanten), und wenn sich Rez. nicht verzählt hat, enthält die Arbeit die Resultate von mindestens fünf solcher Umfragen. Stets geschehen sie mit schriftlichen Fragebögen, deren exakter Wortlaut der Leser allerdings nicht erfährt. Erfragt werden manchmal Attitüden, manchmal Angaben über den eigenen Sprachgebrauch und manchmal auch Einschätzungen zum üblichen Sprachgebrauch innerhalb einer gegebenen Domäne.

Es ist also ersichtlich eine erhebliche Mühe in die Empirie geflossen. Leider kann man dasselbe von der Planung und Auswertung der Umfragen nur erahnen. So erschwert schon die fehlende Diskussion der zugrundegelegten statistischen Methoden eine Bewertung der erzielten Ergebnisse. Doch auch die Darstellung der Ergebnisse ist oft nicht optimal, da sie vielfach im fortlaufenden Text diskursiv (und oft eklektisch) präsentiert werden. Man wünscht sich als Leser eine ressourcenschonendere und zugleich auch vollständigere und übersichtlichere Präsentation in Form von Tabellen, aus denen alle und nicht nur die “interessanten” Resultate einer Umfrage hervorgehen.

Letztlich wird die Aussagekraft der Umfragen für den Leser auch dadurch gemindert, dass der Originalwortlaut der gestellten Fragen nicht mitgeteilt wird. Gerade dort, wo es um Sprachattitüden geht, ist die exakte Formulierung des Fragebogens aber von ausschlaggebender Wichtigkeit! So ist auf den Balearen (wie typischerweise auch in vielen anderen Regionalsprachensituationen) die Bezeichnung der autochthonen Sprache Gegenstand hochemotionaler ideologischer Debatten. Fragt man nun beispielsweise Hoteliers, warum sie auf ihrem Prospekt das “Katalanische” nicht verwenden, bekommt man ggfs. Antworten wie “no tenemos clientes catalanes. (Menorca)” (S. 343). Der Informant tut hier so, als habe er die Frage missverstanden, um so zum Ausdruck zu bringen, dass er die Bezeichnung “Katalanisch” und die damit verbundene Standardsprache für

das Menorquinische ablehnt. Wahrscheinlich ist er selbst Katalanisch-Muttersprachler, bezeichnet seine Sprache aber als “menorquí” und befürwortet die herrschende diglossische Situation. Verwendet man dagegen Bezeichnungen wie “mallorquí / menorquí”, “la llengua pròpia” oder gar “la llengua vernàcula”, werden sich die Antworten auf diese Frage massiv verändern.

Unabhängig von ihrer Einbettung in die Gesamtstruktur der Arbeit sind die empirischen Umfragen potentiell der wichtigste Ertrag dieser Studie. Wirklich nutz- und bewertbar wären sie aber erst, wenn neben den Original-Questionnaires auch die vollständige statistische Auswertung vorläge, wenn Attitüden-Äußerungen kontextualisiert werden könnten, wenn einzelne Informanten mit ihren grundlegenden Sozialdaten individualisierbar wären. Insgesamt ist die Vermischung von eigenen empirischen Ergebnissen mit Rechercheerträgen verwirrend und erschwert auch die Bewertung des Eigenbeitrags der Verfasserin. Die Arbeit endet mit dem Kapitel 6 (S. 380–383), einem vierseitigen Fazit des gesamten Buchs.

Dieses abschließende Fazit zeigt nun noch einmal deutlich die Stärken und Schwächen der zu besprechenden Arbeit: Das zugrunde liegende methodologische Prinzip besteht augenscheinlich darin, zu jedem Themenkomplex so viel Information wie möglich zusammenzutragen. Diese Information wird allerdings nicht durch Arbeitshypothesen strukturiert und da keine klaren Fragen formuliert werden, ergeben sich am Schluss auch keine klaren Antworten. Was in diesem Fazit resümiert wird, stimmt zwar mit den empirischen Ergebnissen der Studie überein – es folgt aber nicht wirklich daraus. Die Ergebnisse bestätigen, was zur balearischen Sprachenlage bereits bekannt war: Dass der Normalisierungsprozess mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat; dass die katalanische Standardsprache von der Mehrheit der Bevölkerung abgelehnt wird; dass das Standardkatalanische nirgends mündlich gebraucht und im Kontakt mit Immigranten ausschließlich das Kastilische verwendet wird; dass urbane Ballungsräume und touristische Infrastruktur das Kastilische begünstigen. All diese Sachverhalte werden genannt und belegt, aber nicht in einen theoretischen Erklärungszusammenhang gebracht, wie er in der Soziolinguistik eigentlich für vergleichbare Situationen bereits etabliert ist: Sie ließen sich nämlich leicht auf einen gemeinsamen Nenner bringen, wenn man einfach nur konstatierte, dass die Sprecher mehrheitlich ein diglossisches Bewusstsein haben und sich mit dem Kastilischen als *high variety* und ihrem ausschließlich gesprochenen Dialekt als *low variety* als *low variety* identifizieren. Diese viel beschriebene Konfiguration aus Attitüden und Verhaltensweisen ist

ein typisches Beispiel einer Fishman-Diglossie und es wäre gut gewesen, wenn Verf. es als solche präsentiert und diskutiert hätte. Durch systematischere Verwendung der einschlägigen Terminologie der Regionalsprachenforschung wäre deutlicher zu Tage getreten, dass die balearische Situation kein Einzelfall ist, sondern vielmehr viele charakteristische Merkmale mit anderen westeuropäischen Regionalsprachenkonfigurationen teilt. Erst im Vergleich mit ähnlichen – aber eben im Detail doch charakteristisch anders gearteten – Sprachenkonfigurationen wären die balearischen Partikularismen wirklich plastisch hervorgetreten. Als Monographie enttäuscht die Arbeit also ein wenig, weil sie in ihrer Empirie und auch in Ihrer Analyse zu untechnisch vorgeht und vor allem, weil ihr letztlich die synthetisierende Kraft fehlt, aus den erhobenen Daten neue Erkenntnisse zu gewinnen oder zumindest die Fülle der Fakten und Attitüden in ein Ordnungssystem zu zwingen, das neue Perspektiven eröffnet.

Dass die Arbeit diese Hoffnungen enttäuscht, heißt nun allerdings keinesfalls, dass sie ohne Verdienst wäre! Im Gegenteil: Sandra Herlings Beitrag ist ein Meilenstein in der Erforschung der balearischen Sprachensozio-
logie, an dem kein am Thema interessierter Forscher vorbeikommt. Dieses Verdienst besteht in der immensen Fülle an Daten, die die Autorin zusammengetragen und zu einem umfassenden Kompendium zusammengefügt hat. Keine Publikation zum Balearischen hat bislang auf so engem Raum eine solche Menge relevanter Informationen gesammelt. Die Recherchearbeit ist immens und sie wird zudem auch noch durch die Umfragen ergänzt, die zwar in der Sache wenig Neues bringen, das Bekannte aber mit neuen Belegen untermauern und in den mitgeteilten Originalzitate der Informanten einen realistischen Überblick über den jeweiligen Diskurs bieten. Viele Einzelkapitel wie z.B. 5.3.3 zum Sprachgebrauch auf balearischen Internetseiten, 5.4.1 zum Sprachgebrauch im Tourismus oder 4.5.2 zu den Sprachattitüden bei den Immigranten repräsentieren sicher den derzeitigen Forschungsstand, den sie zudem noch um ein gehöriges Stück vorangetrieben haben. Wer sich also zu einem solchen Teilbereich der balearischen Sprachsituation informieren will, findet hier solide und fundierte Information. Sandra Herlings Arbeit ist damit *das* große Buch zur Soziolinguistik der Balearen und eine Fundgrube von Daten, Zitaten, Sprachattitüden, Statistiken zum Thema. ■

■ Hans-Ingo Radatz, Otto-Friedrich-Universität Bamberg, Institut für Romanistik,
An der Universität 2, D-96045 Bamberg, <hans-ingo.radatz@uni-bamberg.de>.

- **Emili Boix-Fuster: *Català o castellà amb els fills? La transmissió de la llengua en famílies bilingües a Barcelona*. Sant Cugat del Vallès: Editorial Rourich, 2009. 180 S. ISBN 978-84-7705-174-9.**

Diese im Jahr 2007 mit dem „Premi Jaume Camp de Sociolingüística“ des Institut d’Estudis Catalans und des Òmnium Cultural del Vallès Oriental ausgezeichnete Arbeit widmet sich der Frage von Sprachverhalten und -wahrnehmung in gemischsprachigen Familien im Großraum Barcelona. Der Autor definiert das Ziel seiner interviewbasierten Studie wie folgt:

L’objectiu central d’aquest informe és entendre quines són les ideologies lingüístiques dels membres de parelles lingüísticament mixtes a l’àrea de Barcelona. [...] El nostre objectiu és per tant analitzar i entendre el discurs i les ideologies lingüístiques d’aquests entrevistats, els seus marcs d’identificació i la seva vitalitat etnolingüística en relació a cadascuna de les dues llengües, el català i el castellà. (S. 40f)

Das Buch gliedert sich dabei in drei große Teile, die jeweils mehrere Kapitel umfassen: in einem hinführenden ersten Teil wird zunächst (Kap. 1) die aktuelle Situation des Katalanischen mit besonderem Fokus auf dem urbanen Raum der Agglomeration Barcelona aufgezeigt, wobei auf die bereits traditionell starke und durch diverse Migrationsschübe ständig manifester werdende demographische Dominanz des Spanischen hingewiesen wird, die angesichts der sprachpolitischen Maßnahmen zugunsten des Katalanischen bei vielen Sprechern zu sprachlichen Gratwanderungen führt. Boix führt dabei die Konzepte sprachlicher Verschiebung („desplaçament lingüístic“) und Sprachwechsel („substitució lingüística“) als Prozesse sozio-lingüistischer Dynamik ein. Daran anschließend begründet der Autor, weswegen gemischtsprachige Familien ein besonders ergiebiges Feld zur Untersuchung der Interaktion dieser beiden Prozesse bilden, insbesondere wenn es um die Frage der Weitergabe der involvierten Sprachen an die Kindergeneration geht:

Mentre que en les famílies lingüísticament homogènies (els dos cònjuges parlen la mateixa llengua) es continua emprant aquesta llengua amb els fills, en les famílies amb parelles lingüísticament heterogènies (cada cònjuge té una llengua principal diferent) es produeixen resultats ben diversos que no mostren un decantament ben definit cap a una o altra llengua. (S. 21)

Danach steckt Boix den theoretischen Rahmen seiner Untersuchung ab (Kap. 2), wobei er insbesondere den bourdieuschen Begriff des Verhaltenstyps (*habitus*) und das Konzept des sprachlich-kulturellen Kapitals ein-

führt, die ihm für die Erklärung der sprachlichen Einstellungen, Verhaltens- und Solidarisierungsmuster und der identitären Akte seiner Informanten dienen sollen. Boix betont:

Les parelles lingüísticament mixtes són un espai privilegiat per estudiar els processos d'interacció i negociació d'identitats precisament. Aquestes situacions de contacte generen fronteres ètniques que mantenen i reproduïxen les identitats que un grup es dona i que li són assignades pels altres. (S. 37)

Im zweiten, empirischen Teil der Arbeit legt der Autor zunächst seine Methodologie dar (Kap. 4): er wählt eine qualitativ-interpretative Herangehensweise auf der Grundlage von 79 Leitfadeninterviews mit gemischt-sprachigen Paaren, die zwischen 1993 und 2006 geführt wurden. Die Gewährspersonen sollten im demokratischen Spanien großgeworden sein, also im Altersbereich bis etwa 40 Jahre liegen, und Kinder haben, die im aktuellen katalanischen Vorschul- und Schulsystem sozialisiert wurden. Informanten der jüngsten (aus Lateinamerika und Nordafrika einströmenden) Migrationswellen wurden nicht befragt.

Im zentralen, umfangreichsten Abschnitt (Kap. 5, S. 55–149) werden die Interviewdaten extensiv zitiert und mit Umsicht und großer Sorgfalt unter verschiedensten Parametern analysiert; Boix behandelt dabei die Informanten der sozioökonomisch niedrigeren Schicht und der Mittelschicht (die Oberschicht ist in seinen Daten ebenso wenig dokumentiert wie die marginalisierte Unterschicht) getrennt, da sie sich hinsichtlich des sprachlichen Kapitals, das sie in Gesellschaft und Arbeitswelt in die Waagschale werfen können, stark unterscheiden, was zu deutlich divergierenden Auffassungen und Verhaltensweisen führt. So weist der Autor nach, dass Wohn- und Nachbarschaftsumfeld eine entscheidende Rolle beim Sprachverhalten haben. Da die Angehörigen der sozioökonomisch niedrigen Schicht häufig in dominant spanischsprachig geprägten Umfeldern wohnen, kommt es hier häufig zu Solidarisierungen, selbst wenn die L1 der / des Informanten das Katalanische ist; dies um so mehr, als für Angehörige dieser Gruppe das Katalanische auch im Arbeitsumfeld wenig bis nicht präsent ist und sein Beherrschen kein profitträchtig einsetzbares Gut darstellt. Dies führt nicht selten zu einem Wechsel der Alltagssprache hin zum Spanischen bei L1-Sprecher des Katalanischen und zu einer sprachlichen Nicht-Anpassung der L1-Sprecher des Kastilischen. Bei den L1-Katalanisch-Sprechern der Mittelklasse hingegen ist die Sprachloyalität deutlich höher, gleichzeitig zeigen die L1-Kastilisch-Sprecher dieser sozialen Gruppe eine größere Anpassungsbereitschaft, da für sie das Beherrschen

des Katalanischen als im regionalen Kontext prestigebesetzter und sprachpolitisch gestützter Varietät mit Aufstiegsoptionen in höhere Verantwortungspositionen im privatwirtschaftlichen und – noch mehr – im öffentlichen Bereich verbunden ist. Diese andere Wahrnehmung der Wertigkeit der beiden Sprachen auf dem linguistischen ‚Marktplatz‘ führt auch zu anderem Sprachverhalten gegenüber den Kindern: „[e]n aquest sector mitjà, també observem que l’infant té un rol catalanitzador.“ (S. 83) Während in gemischtsprachigen Familien der unteren Schicht der Nachwuchs eher die sprachliche Konvergenz der Eheleute hin zum Kastilischen katalysiert (wenn sie nicht schon vor der Geburt der Kinder vollzogen worden war), bewirkt die andere Wahrnehmung der Sprachsituation und insbesondere des Werts des Katalanischen bei Mittelklasse-Paaren mitunter, dass die Regionalsprache zur dominanten Familiensprache wird, selbst wenn – wie Boix an anderer Stelle bestätigt – die Sprache des Kennenlernens dieser gemischtsprachigen Paare nahezu immer das Spanische war und diese Sprache dann auch das usuelle Kommunikationsmedium zwischen den Partnern bleibt. Boixs Informanten aus der Mittelklasse (einschließlich der L1-Kastilisch-Sprecher) bringen dabei überwiegend ein großes Verständnis für sprach- und erziehungspolitische Maßnahmen zugunsten des Katalanischen auf, während sich kritische Urteile und Wahrnehmungen als ‚Zwang‘ oder ‚Diskriminierung‘ aufgrund geringer oder fehlender Katalanischkenntnisse vor allem in der niedrigen Schicht finden, und zwar bemerkenswerterweise auch aus dem Munde von L1-Katalanisch-Sprechern.

Der knappe dritte Teil des Buchs (Kap. 6–8) enthält eine abschließende Bewertung, die umfangreiche Bibliographie und den Leitfaden der sozio-linguistischen Interviews des empirischen Teils.

Boixs Buch enthält eine Vielzahl interessanter Daten, die glücklicherweise durch das großzügige Zitieren der Interviewausschnitte zugänglich und direkt nachvollziehbar sind, und gelungener Analysen. Weniger gelungen ist leider die materielle Umsetzung der Publikation, die vor technischen Schwachstellen (typographische und orthographische Fehler, unschöne Umbrüche, verschobene Satzspiegel, unterschiedlich groß wiedergegebene Schriften, hässliche Wortabstände aufgrund nicht durchgeführter Silbentrennung) nur so strotzt und die wohl in erster Linie der mangelnden Sorgfalt des Verlags zuzuschreiben ist.

■ Claus D. Pusch, Albert-Ludwigs-Universität, Romanisches Seminar,
Platz der Universität 3, D-79085 Freiburg im Breisgau,
<claus.pusch@romanistik.uni-freiburg.de>.